

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanen

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 7 / Juli 1941

RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

J. D. Plassmann	Die Ostpolitik König Heinrichs I.	241
S. Cornelius	Zur Vorgeschichte des Zweikampfes	249
Alfred Dieck	Kreise mit Zäcken	252
Heinz-Joachim Graf	Die Numennamen als sprachliche Belege zur Ausdeutung germanischer Sinnbilder	254
Hans-August Herrmann	Formgut und Sinnbildgehalt der Brett-ausschnitte und Giebelluken holstei-ner Bauernhäuser (Schluß)	259
Ph. v. Lützelburg	Die Stufenpyramide in Südamerika	266
Erwecker der Vorzeit	Edmund Webers 70. Geburtstag	272
Aus der Forschung	Zur Numenforschung 1938-1939	273
Aus der Landschaft	Volkstüm an alten Blenenstöcken	275
Die Bücherwaage	Ein Stufenbaum im Lipper Lande?	276
	Erich Keyser: Geschichte des deutschen Reichslandes	277
	Friedrich Schmidt: Das Reich als Auf-gabe	277
	Alfred Stange: Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien	278
	Willy Krogmann: Die Schleswiger Trutzhähne	278
	Kurt Eick: Deutsche Gestalter und Ord-ner im Osten	280

Den Umschlag gestaltete Eugen Nerdinger, Augsburg, unter Verwen-dung eines Motivs aus dem Dom zu Schleswig.

»Germanien« Monatshefte für Germanienkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft »Das Ahnenerbe«. Hauptchriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Püchlerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 7.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zah-lungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeit-schriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift »Germanien« Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Bezugsräger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

J. D. Plassmann: Die Ostpolitik König Heinrichs I.

In den fünf Jahren, die seit der Jahrtausendfeier für König Heinrich vergangen sind, haben wir es erlebt, daß der völkische Lebensraum, den König Heinrich dem deutschen Volke erkämpft oder wenigstens vorgezeichnet hat, mit überraschenden, und in ihrer Bedeutung noch kaum voll begreifenen Schlägen wieder zu einer gewaltigen völkischen Einheit zusammengefaßt worden ist. So sehr wir dies dem Genie eines Mannes und seiner Mit-kämpfer verdanken, so sehr sind wir doch auch von dem Gefühl durchdrungen, daß dieser eine Mann die Kraft zu seinem Werke aus dem Bewußtsein geschöpft hat, der Vollstrecker eines ewigen völkischen Gesetzes zu sein; eines Testamentes, das die großen Vorkämpfer ohne Brief und Siegel den Verurteilten nach ihnen hinterlassen haben. Ein Testament, das gültig und verpflichtend bleibt, auch wenn es Jahrhunderte hindurch unerkannt und unerfüllt blieb oder sogar verachtet und abgelehnt wurde, und nur als Mahnung in den Herzen derer lebte, deren heißes Wollen und Wünschen aus der Stimme ihres Blutes und ihres deutschen Herzens kommt.

Wenn wir also heute König Heinrich als den wahren Gründer des wahren Deutschen Reiches feiern und ehren, so hat das mit einer zeitbedingten Geschichtsmode gar nichts zu tun. Es ist der Gleichklang der Herzen, der Gleichklang des völkischen Wollens und auch des männlichen Empfindens, das uns mit jener Zeit vor tausend Jahren, mit seinem großen Helden und mit dessen treuen Mitarbeitern verbindet, unter denen sich zum ersten Male mit lebendiger Deut-lichkeit Gestalten abheben, die in ihrem Tun, in ihrem Fühlen und Wollen ausgeprägte Ver-treter ihres Stammes sind, so wie sich diese Stämme heute noch als Grundbestandteile des gesamtdeutschen Wesens offenbaren; und die doch auch zum ersten Male, jeder in seiner Art, als echte und wahrhafte Deutsche in die Erscheinung treten. Schon solche Persönlichkeiten be-weisen es dem sicheren und unbefangenen Gesühle, daß es nicht nur eine staatsrechtliche Kon-struktion ist, wenn wir hier zum ersten Male von einem Deutschen Reich sprechen; die Deutschtum dieses Reiches tritt sogleich auch in seinen führenden Männern menschlich greif-bar in die Erscheinung. Der Mann, aber, der diesen Männern ihr deutsches Gesicht gab, indem er ihnen eine deutsche Aufgabe stellte und sie durch die Macht seiner Persönlichkeit zum deut-schen Handeln brachte, war König Heinrich, der Herzog der Sachsen.

Das Erbe, das er übernahm, als er 919 zum König des ostfränkischen Reiches gekrönt wurde, war trübe genug. Es war ein Landgebiet, das zwischen Rhein und Elbe, Eider und Alpen ein-geklemt war; bewohnt von habenden Adelsgeschlechtern, die einen ständigen Kampf aus-fochten zwischen den Trümmern der karolingischen Reichsverfassung und dem neu erwachten Lebenswillen der deutschen Stämme. In den hundert Jahren seit dem Tode Karls war die Kirche aus einer Dienerin zur Herrin und zum Vormund eines schwachen Schattenkönigtums geworden, die Intrigen und Verrat als Mittel der Politik handhabte; die einen lebensfremden Zentralismus dem völkischen Empfinden der Stämme entgegensetzte, deren Herzogen sie mit instinktiver Feindschaft gegenüberstand.

Und doch war dies stammesstümliche Herzogtum das einzige politische Element, das noch zu-sammenhängende politische Gebilde zu schaffen vermochte: hätte diese, aus der germanischen Vorzeit überkommene politische Urkraft damals nicht mehr gelebt, so hätte sich schon damals das ostfränkische Reich in hunderte von Einzelgebieten aufgelöst, wie es siebenhundert Jahre später geschehen ist. Diese politischen Blöcke, die von den Stämmen gebildet wurden, waren denn auch die Sammelpunkte aller gesunden Abwehrkräfte. Die Rettung Deutschlands, seine endliche Einigung und sein politischer Aufstieg ist also nicht gegen die Stämme erfolgt, wie es fast immer dargestellt wird, sondern durch die Stämme, die selbst den einzigen festzu-sammenhängenden politischen Baustoff abgegeben haben. Es war die Rettung des festländi-schen Germaniens, unseres Deutschlands, daß es dem karolingischen und kirchlichen Imperialis-mus nicht gelingen war, diese gewachsenen politischen Gemeinschaften zu zertrümmern, die

sich nun wieder aus sich zusammenschlossen und die Aufgaben übernahmen, die die zerfallene karolingische Gewalt nicht mehr erfüllen, sondern nur noch behindern konnte. Zwar hat damals jeder einzelne Stamm die Sonderaufgaben übernommen, die seinen Belangen am nächsten lagen. Aber hätten die Sachsen nicht ihre Elben- und Dänegrenze verteidigt; hätten die Baiern nicht in endlosen Grenzkämpfen ihr Land gegen die räuberischen Ungarn verteidigt, und hätten die Schwaben nicht den westfränkischen Raubgeiern am Oberrhein Halt geboten, so wäre an all diesen Grenzen das Reich selbst ohne jeden Schutz gewesen. In diesen Kämpfen, in denen sie oft genug von den karolingisch-fränkischen Mächten noch gehindert wurden, haben die Stammesgemeinschaften ihre Lebensberechtigung für immer erwiesen. Daß aber die einigende Macht, die aus dem allgemeinen Zusammenbruch eine neue Ordnung heraufführte, die alle deutschen Stämme zusammenfügte, das Reich um die Hälfte seines bisherigen Umfangs erweiterte und ihm den inneren Antrieb zu noch weiterer Ausdehnung gab – daß diese Macht aus dem ältesten und der Zeit am meisten verbundenen deutschen Stammesgebiet hervorging, das war mehr als Zufall. Es war die Erfüllung eines inneren Gesetzes, indem sich die Stämme Germaniens um ihren ältesten und natürlichsten Schwerpunkt sammelten.

Das war das Werk eines Mannes, der mit seiner Lebensaufgabe das Gesetz seines alten Stammes und des neuen Reiches zugleich erfüllte. Es lag in der Natur dieser Aufgabe, daß einer ihrer wesentlichsten Bestandteile eine bewußte Ostpolitik sein mußte. Ja, man kann erst seit König Heinrich überhaupt von einer aktiven Ostpolitik im eigentlichen Sinne sprechen; denn dieser Osten bedeutete ja für ein Reich, dessen Schwerpunkt zwischen Rhein und Elbe lag, etwas ganz anderes als für das karolingische Reich, dessen Mittelachse der Rhein mit seinen Nebenflüssen war. Für dies westlich bestimmte Reich war die Elbe eine Grenze, eine angeblich natürliche Grenze; wie überhaupt die Ströme für verschiedene Staatssysteme mit verschiedener innerer Ausrichtung eine sehr verschiedene Bedeutung haben. Für imperiale Staaten mit machtpolitischen Denken sind die Ströme Grenzen, an denen man Halt macht, Befestigungen anlegt, um die Grenzen zu verteidigen oder um darüber hinaus bis zu einer weiteren, angeblich natürlichen Grenze vorzustoßen. So hatte das westfränkische Königtum, unbewußt auf den Spuren des römischen Imperiums wandelnd, die Rheingrenze angestrebt und sie in den Zeiten des Verfalls im Ostreiche auch erreicht, indem es den linksrheinischen Teil des lotharingischen Zwischenreiches vom germanischen Ostreiche abtrennte. Für ein lebendiges, siedelndes Volkstum aber sind Flüsse und Ströme etwas ganz anderes: sie sind Lebensadern des Volkstums, denn siedelndes Volkstum dehnt sich immer beiderseitig der Ströme auf der Achse des Flußlaufes aus, der das Volksgebiet als verbindende und belebende Ader durchströmt.

Hier liegt ein scheinbar nur äußerlicher, in Wirklichkeit aber lebensgesetzlicher Unterschied zwischen dem germanischen Stammesreich und dem Imperium römischer Prägung. Das Römische Reich wurde von großen Strömen begrenzt, an denen Kastelle und allenfalls Brückenköpfe lagen. Die germanischen Stammesstaaten aber und ihre Großreiche haben sich ausnahmslos um die Ströme als Lebensadern und Achsen gebildet: Das Großreich der Franken, vom Niederrhein ausgehend, den Mittelrhein und seine Nebenflüsse Mosel und Main aufwärts; der Stammesstaat der Schwaben um den Oberrhein und den Neckar, der bairische um die Donau und seine Nebenflüsse.

Der Stammesstaat der Sachsen aber hat sich um die Weserlinie gebildet, die immer die beherrschende Mittelachse gewesen ist, solange der Stammesstaat bestand. In diesem Gebiete lag ja Markhof, die Dingstätte des ganzen Stammes. Bei all diesen Stämmen bildet (vom Reich abgesehen, bei dem eine besondere Entwicklung vorliegt) der Strom an keiner Stelle eine Grenze, er wird überall von den Stammesgrenzen überschritten.

Das kann kein Zufall sein, es ist vielmehr ein germanisches Lebensgesetz, das man mit der Bezeichnung „geopolitisch“ nur unzulänglich kennzeichnen würde; denn ich glaube, daß verschiedene Völker verschiedene geopolitische Gesetze haben können. Es muß auf dem besonderen Verhältnis beruhen, das der Germane zu seinem Lebensraume hat, und so gibt Arnolds be-

rühmtes Wort „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ ein allgemeines germanisches Lebensgesetz wieder. Und wenn wir König Heinrichs Politik in ihren ganz großen Zügen verfolgen, so ergibt sich die überraschende Tatsache, daß er bei der Schaffung und Wiedergewinnung des deutschen völkischen Lebensraumes im Grunde überall dies germanische Lebensgesetz wiederhergestellt hat. Hier liegen auch die Wurzeln seiner Ostpolitik, die man auch als Elbe-Politik bezeichnen könnte: sie war nämlich darauf gerichtet, aus diesem urgermanischen Strome wieder das zu machen, was er seit den Urzeiten bis vor dreihundert Jahren gewesen war: aus einer Völgergrenze wieder eine Ader des germanisch-deutschen Volkstums. Es wäre eine müßige Frage, ob Heinrich bei der Durchführung seiner Politik sich etwa solcher Gesetze bewußt gewesen sei und so eine bewußte „Geopolitik“ getrieben habe. Staatsmänner handeln nicht nach abstrakten Theorien, sondern aus intuitiver Einsicht in das Lebensnotwendige; denn in ihnen wird ja der unbewußte Lebenswille und die Lebensnotwendigkeit des Volkes zum bewußten Willen. Und doch ist es wunderbar, wie ein einziger Mann aus einem zwischen vier Strömen eingeengten Kumpfsaate ein organisches Reich, und aus den Grenzen von ehehem wieder Lebensadern gemacht hat. Seine Genialität wird daran sichtbar, daß er nicht für eine Westpolitik oder für eine Ostpolitik oder für eine Nordpolitik sich entschieden hat – daß er vielmehr immer den Blick auf das Ganze gerichtet hielt und die gesamte Grenzpolitik je nach Lage der Dinge aufeinander abstimmte. Für ihn bedeutete das freilich, daß er sich im Feldlager im Havelland von rastenden Boten über alle Vorgänge in Lotharingen unterrichten lassen mußte; daß er mehr als einmal in rasendem Stille von Merseburg nach Köln oder Paderborn und zurück reiten mußte, und daß seine Boten doch jederzeit wissen mußten, wo sie ihn erreichen konnten. Mehr als einmal ist er auch mitten aus dem Elbenkrieg nach Lotharingen geritten, wenn es galt, mit geschickter Hand unlösliche Fäden zu entwirren oder sie mit dem Schwerte zu durchhauen; und bei keiner Unternehmung ließ er das Ganze aus dem Auge. Diese gleichzeitige Ost- und Westpolitik ließ sich nur auf einer sicheren Machtgrundlage treiben, wie sie ihm sein sächsisches Herzogtum bot. War es für seine Ostpolitik wichtig, daß sein persönlicher Machtbesitz im Harzgebiet und im Merseburger und Thüringer Gau am stärksten war, so war das westfälische Gebiet für ihn die lebensnotwendige Brücke zum Rhein. In diesem Lande lagen wichtige alte Königshöfe wie Dortmund, Soest u. a., und auch die Befestigungen seiner Gemahlin Mathilde, vielleicht die alten Erbgüter Wipulins. Sie lagen – und das ist vielleicht mehr als ein Zufall – in demselben Gebiete, das viel später für den preussischen Erbstaat die Brücke zum Rheine bildete, und mit deren Hilfe endlich der aus der Elbmark erwachsene brandenburgische Staat zum größten Rheinstaat und zum Hüter der deutschen Westmark wurde. Auf dieser Linie, die im wesentlichen wohl durch den uralten Hellweg gezeichnet wurde, spielten sich seine militärischen und politischen Operationen ab, die gleichzeitig seiner Ost- und Westpolitik dienten.

Eine solche West-Ostpolitik ließ sich freilich nur dann treiben, wenn die beiden Flanken nach Norden und nach Süden gesichert waren, und wenn im Zusammenhange damit die beiden Stämme, die den südlichen Teil der West- und der Ostgrenze innehatten, wieder mit dem Reiche verbunden wurden. Schwaben und Baiern waren durch die verhängnisvolle Bischofspolitik eines Hatto von Mainz und eines Salomo von Konstanz dem Reichsgebanten entfremdet; nicht weil diese Stämme nicht deutsch fühlten, sondern weil der Reichsgebante ein ungermanischer war.

In wenigen Jahren ist es Heinrich gelungen, Schwaben und Baiern auf einer neuen Grundlage mit seinem Reiche zu verbinden; durch eine freie und männliche Vereinbarung mit den Herzögen, die wahrlich keine schwachen und nachgiebigen Partner waren, sondern ausgeprägte und eigenwillige Vertreter ihrer Stammesart. Aber gerade darum konnte sie ein König, der selbst das Urbild seines eigenen Stammes war, ehrlich überzeugen. Schwaben und Baiern sind seitdem nie wieder dem Reiche entfremdet worden; es war ein neuer Bund, der mit dem karolingischen Imperium nichts mehr gemein hatte. Unter den Schöpfern des Reiches aber verdienen neben Heinrich der Schwabenherzog Burkhard und der Baiernherzog Arnulf immer in Ehren genannt zu werden.

Heinrich gewann mit dieser inneren Einigung wieder das, was Deutschland seit langem nicht mehr gehabt hatte: eine einheitliche Westfront und eine einheitliche Ostfront. Es dauerte nur wenige Jahre, bis er zunächst an der Westfront einen vollen und wieder für ein Jahrtausend gültigen Sieg erröckten hatte. In den Jahren 923 und 925 gelang ihm die Wiedervereinigung des lotharingischen Herzogtums mit dem Ostreich, das von nun an wirklich ein Deutsches Reich war. Wenn man bedenkt, daß in dem groß-lothringischen Herzogtum die Städte Köln, Aachen, Trier und Antwerpen lagen; so kann man den gewaltigen Zuwachs an Macht und auch an Wirtschaftskraft ermessen, mit der diese Erwerbung verbunden war. Er sollte ungesäumt anderswo eingesetzt werden; an einer Stelle, die Heinrichs Herzen vielleicht am nächsten stand.

Mitten aus den Kämpfen und Arbeiten zur Sicherung der Westmark war Heinrich im Jahre 924 durch einen gewaltigen Angriff von Osten her unterbrochen worden. Hinter der slawischen Macht, die vom Limes Saxonicus in Holstein die ganze Elbe und Saale entlang bis südwärts in Kärnten und Belay ihren ständigen Druck auf die germanische Abwehrfront von den nord-elbischen Sachsen bis zu den Langobarden hinunter ausübte, stand in der Donautiefebene das Steppenvolk der Magyaren, das unter geschickter Ausnutzung der Wirren in Europa und unter Einfluß seiner überlegenen Reitertaktik ganz Europa unter ständigem Terror hielt und ein Jahrhundert lang jeden wirtschaftlichen und politischen Aufbau verhinderte. Wie noch in neuester Zeit feindliche Mächte sich unter den slawischen Völkern an der Elbe einen Bundesgenossen und Brückenkopf zu sichern wußten, um von ihm aus seinen Angriff in das Herz Deutschlands und Europas vorzutragen, so hatten auch die Magyaren sich mit den slawischen Dalmatizern verbündet, die an der mittleren Elbe bis zur Saale saßen und den Steppenreiter das Einfallstor nach Thüringen und Sachsen offenhielten. Mit diesem Volke hatte Heinrich eine alte Feindschaft; mehr als einmal hatten sie den ungarischen Feind ins Land gerufen, und den Untergang des sächsischen Heeres in der Hermannschlacht von 880 hatten sie selbst in einem Einfall in Thüringen benutzt. Schon 906 hatte Heinrich als junger Herzogssohn einen Gegenstoß gegen sie unternommen und war bis zur Elbe vorgestoßen, aber die endgültige Abrechnung stand noch aus.

Im Jahre 924 waren sie es wieder, die dem gefährlichsten Feinde das Einfallstor öffneten, durch das ein starkes Ungarnheer über Thüringen nach Sachsen vorstieß, wo sie Heinrich, mitten aus den westlichen Kämpfen herausgerissen und dazu krank, in der Pfalz Werla erwarbete. Dort wurde jener berühmte Vertrag geschlossen, in dem die Ungarn gegen Ablieferung eines gefangenen Führers und gegen einen Tribut für neun Jahre auf einen Einfall in Sachsen verzichteten. Dieser Vertrag erschien als die größte Schmach, die der König bisher auf sich genommen; und doch bildete er den Wendepunkt nicht nur für die Westpolitik, sondern auch für die östliche Politik des neugeordneten Deutschen Reiches. Man hatte den Frieden mit Geld erkaufte; man hatte den Bayern die Abwehr der Magyaren selbst überlassen; aber der Erfolg gab dem Könige recht. Ein Jahr später war die Westmark weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus mit dem Reiche vereinigt und hier die notwendige Rückenbedeckung gewonnen. Und gleich darauf begann jene große Heeresreform, die mit einer Reform des Befestigungswesens Hand in Hand ging, und die nicht nur der späteren Abwehr der Ungarn diente, sondern der ganzen Ostpolitik des Reiches für immer ein anderes Gesicht gab.

Die karolingische Reichspolitik hatte aus ihrem westlichen Gesichtskreis heraus die Elbe niemals anders denn als eine gegebene Grenze betrachtet, die zu sichern war, aber über die man niemals ernstlich hinauszukommen dachte. Seitdem die Slawen, den ausgezogenen Germanen folgend, das Land an der Weichsel und der Oder besetzt hatten, um nun gegen die Elbe zu drücken, die sie an mehreren Stellen bereits überschritten hatten, standen die Germanen, die Sachsen im Norden, in der Mitte die Thüringer und weiter südlich die Oberfranken, andauernd in der Verteidigung. Im Norden, am sächsischen Rime standen die Obotriten den Sachsen gegenüber; weiter südlich bis zu den Haveln Redarier und Wilzen, beiderseits der mittleren Elbe die Sorben; zu denen die Dalmatizern gehörten, und im böhmischen Kessel die Tschechen. Kaiser Karl hatte die Sachsen vielleicht nur dadurch bezwingen können, daß er

diesen Feind im Rücken gegen sie in Bewegung setzte; und wirklich hatten die Obotriten als seine Verbündeten schon den sächsischen Grenzwall in Holstein überschritten, und die letzten nordelbischen Sachsen saßen in der Zange zwischen Dänen und Slawen. Die deutsche Elbfront war also im Norden von den Dänen flankiert; im Süden stand ihr die schwer angreifbare böhmische Feste gegenüber, und hinter dieser Front standen die Ungarn jederzeit zu über-raschenden Vorstößen bereit.

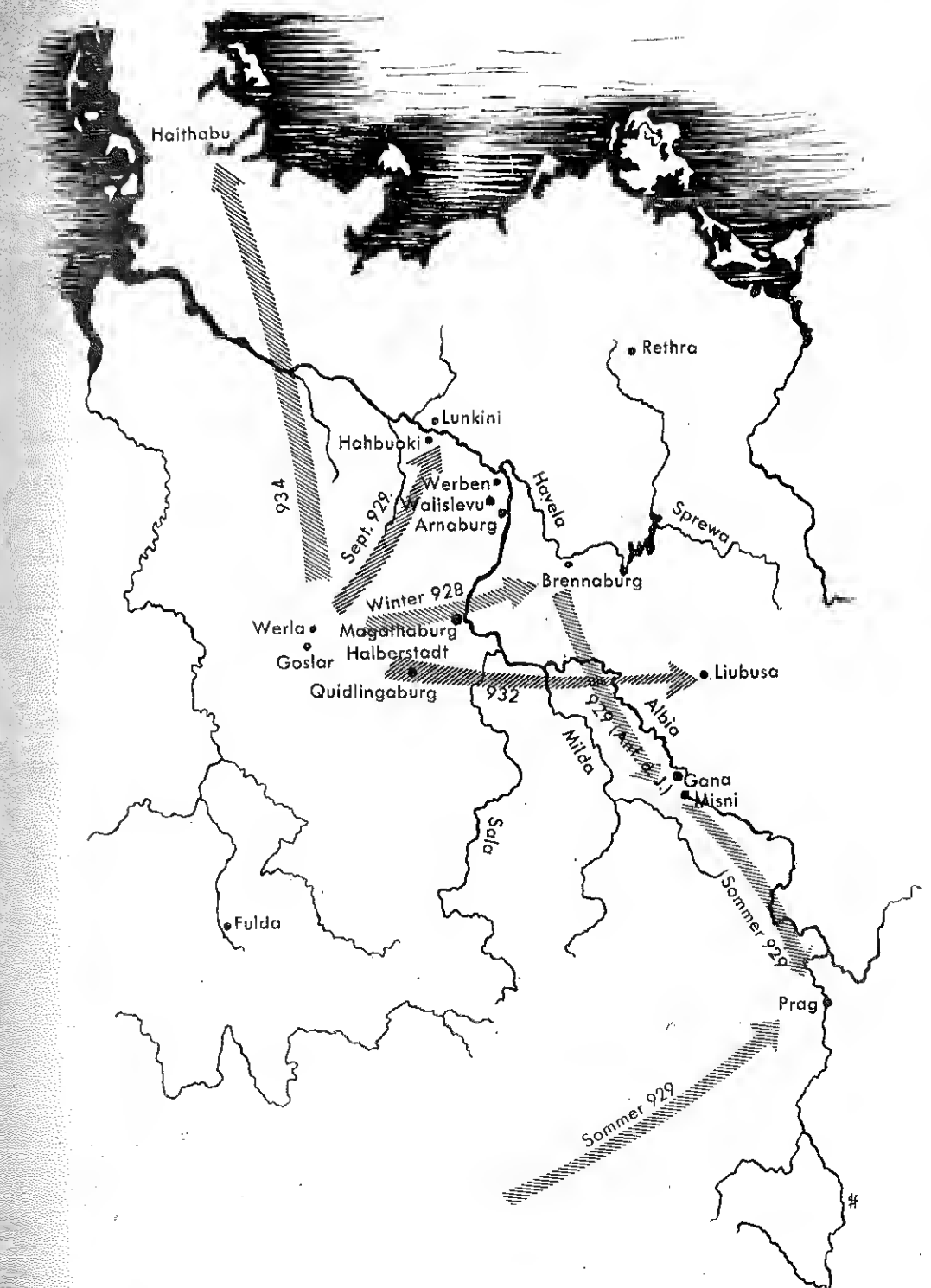
Die Politik von Kaiser Karl hatte sich darauf beschränkt, die Elbe durch Sicherung der Hauptübergänge zu beherrschen; er dachte nicht daran, diese Grenze aufzurollen, nur den nord-elbischen Teil wollte er erobern, nicht, um von da die Elblinie beiderseitig zu beherrschen, sondern um Widerstandsnester auszuräumen und die Brücke zum heidnischen Norden in die Hand zu bekommen. Schon einmal war die Elbe als Grenze eines römischen Imperiums erschienen worden; aber dieser Versuch, dessen Gelingen die römische Reichsgrenze um etwa 500 km vergrößert hätte, war durch die Erhebung des Arminius zunichte gemacht worden. Schon für Arminius hatten sich die späteren großen Fragestellungen abgezeichnet, als er sich mit Marob auselnandersetzen mußte, der die nach Süden offene böhmische Bergfeste beherrschte, in der sich schon damals auf dem Wege über Thüringen niederdeutscher Einfluß geltend machte. Neben den westlichen Kreuzen sich hier in der Zwischenzeit noch andere Einflüsse; nordisches Eindringen elbaufwärts ist wohl an den Ortsnamen auf -by festzustellen, die wir mehrfach an der Elbe finden; und wenn sich auf dem Hradisch zu Prag ein Wikingergrab fand, so barg dies wahrscheinlich einen von Byzanz gekommenen Varäger. Auch kirchlich ist ja der Einfluß von Byzanz bis nach Böhmen vorgebrungen. Die mitteleuropäische Stellung Deutschlands ist also mit dem Besitze und der Beherrschung der Elblinie untrennbar verbunden. Diese Grundtatsache hat Heinrich während der Ungarnnot erkannt, und darauf hat er mit vorbildlicher Umsicht und Sicherheit seine Maßnahmen getroffen. Neun Jahre dauerte die Frist, die er von den Ungarn erlangte; aber schon nach kaum 5 Jahren war die Heeresreform durchgeführt und der Burgenbau wenigstens soweit vollendet, daß eine stützliche Burgenkette als Ausgangsbasis für größere Unternehmungen dienen konnte. Heinrich beschloß, die gesamte Elblinie aufzurollen, um aus einem Aufmarschgelände für die Ungarn eine Operationsbasis für die deutsche Abwehr zu machen.

Unter den slawischen Festungen, die das Gebiet der Elbslawen beherrschten, war die Feste Brennaburg an der Havel, der Hauptort der zu den Wilzen gehörenden Heveller, die bedeutendste, weil sie nicht nur den Weg von der Elbe zur Oder beherrschte, sondern auch das Gebiet der Obotriten im Norden und das der Dalmatizern im Süden flankierte. Im Herbst 928 begann Heinrich einen Ermattungskrieg gegen die Heveller, dessen eigentliches Ziel dem Gegner unklar blieb, bis er um die Jahreswende – gegen alle Gewohnheit und Kriegsbrauch der damaligen Zeit – dem Feinde in das von Wasserläufen und Sümpfen geschützte Havelland nachstieß und ihn in der Feste Brennaburg einschloß. Ein Winterfeldzug von damals unerhörter Kühnheit; eine Belagerung mitten im Winter stellte an seine Eisenweier und mehr noch an das Fußvolk die allergrößten Anforderungen; das weiß jeder, der selbst einmal einen Winterfeldzug mitgemacht hat – wie ja bis in den Weltkrieg hinein Winterkämpfe für das Schicksal des deutschen Ostens von entscheidender Bedeutung gewesen sind. Aber das Eis der Havel, auf dem der König sein Lager geschlagen, war sein bester Verbündeter: „fame, ferro, frigore“ wurde Brandenburg genommen, lautet Widukind von Corvey's lakonischer Bericht, „durch Hunger, Eisen und Kälte“. Ein Sturmangriff wird die Belagerung der vom Hunger zermürdeten, von Mensch und Tier überfüllten Volksburg abgeschlossen haben. Das ganze Land an Havel und Spree fiel den Siegern in die Hände.

Daß Heinrich an keinen Teilerfolg dachte, sondern die strategische Elbfrage endgültig zu lösen gedachte, beweist sein weiteres Vorgehen. Vom Havellande aus konnte er jetzt die bis zur Saale stehenden Dalmatizern im Rücken fassen und gleichzeitig von Thüringen her in die Zange nehmen. Vermutlich hat er nach kurzer Rast sein ergänztes und ausgerüstetes Heer südwärts zur Elbe geführt, die er etwa bei Dessau überschritt, um an der Milde die Feste Bismar oder Püchau, die ihm schon einmal im Ungarnkampf letzte Zuflucht gewesen war, zum Stütz-

punkt zu wählen. Zwischen Mulde und Elbe, im Lomnawitzgau (Glomaci) lag der Hauptort des Stammes der Daleminzier, die Feste Gana, die wir wohl in einem der mächtigen Ringwälle im Jahnatal bei Hahnbuck wiedererkennen können. Wahrscheinlich war es noch Winter, als Heinrichs Eisenreiter vor der Burg erschienen; den überraschten Feinden gelang es noch eben, die Tore zu schließen. So kam es zur zweiten Belagerung in diesem Winterfeldzug. Die Daleminzier widerstanden nicht weniger heftig, als die Heveller. Nach 20 Tagen ließ Heinrich stürmen, denn eine längere Verzögerung hätte wendischen Entsatz, Frühlingsetter und vielleicht sogar die Ungarn herbeigeführt. In furchtbarem Nahkampf wurde die gesamte Besatzung der Burg und selbst die größtenteils mitkämpfenden Frauen erschlagen, der Rest verflacht. Die Burg selbst ging in Flammen auf. Nur Brandschutt und Echerben lassen heute noch Spuren der Feste erkennen, die man allerdings nicht mit voller Sicherheit festgestellt hat. Die Entscheidung hatte wieder auf des Meisters Schneide gestanden; nun sollte das Land der daleminzischen Erbfeinde endgültig in deutscher Hand verbleiben. Gleich nach gewonnenener Schlacht baute Heinrich auf einem ragenden Felsen an der Elbe eine feste, wahrscheinlich schon aus Steluen gefügte Burg, die nach dem Bach, der dort mündet, den Namen Misni, heute Meissen erhielt. Diese Burg ist immer fest in deutscher Hand geblieben. Um sie entwickelte sich die Mark Meissen, die den Kern des späteren Königreiches Sachsen bildete. Meissen beherrschte militärisch und wirtschaftlich das Land an der mittleren Elbe; es flankierte, zum erstenmal in dieser Art, die böhmische Bergfeste von Norden. Die Elb-Saale-Landschaft gehörte fortan zum sächsisch-thüringischen Staate und mit ihm zum Deutschen Reich. Die alte Sorben-Grenze, die Saale, war durch zwei Vorländerstreifen gesichert: durch das Gebiet zwischen Saale und Mulde und das zwischen Mulde und Elbe.

Und umgesäumt ging König Heinrich daran, die Elblinie bis zu ihrem Ursprungsgebiet aufzurollen. 'Post haec Pragam adiit', sagt Widukind von Corvey in seiner bündigen Art; und wir können annehmen, daß gleich im Sommer 929 der Vorstoß nach Böhmen vor sich ging, der nun, der neugeschaffenen einheitslichen deutschen Ostfront gemäß, von zwei Seiten erfolgen konnte. Von Norden marschierte des Königs Heer, vermutlich die Elbe und Moldau hinauf, vor Prag; von Westen stieg Herzog Arnulf mit dem bairischen Aufgebot über den Böhmerwald. Aber jetzt kam es nicht zum Sturm. Herzog Benzel von Böhmen, innerlich wohl ein Anhänger der deutschen Besitzung, dazu von einer starken Gegenpartei im Lande selbst bedroht, leistete Huldigung und Tribut und erkannte die alte Lehnshoheit des Reiches an. Zwar wurde er später von seinem Bruder Boleslaw gestürzt und getötet; aber bleiser rüttelte nicht an der Oberhoheit des Reiches, die denn später auch nach kurzer Unterbrechung von Otto I. für dauernd wiederhergestellt wurde. Das ganze Land östlich der Elbe stand jetzt unter deutscher Oberhoheit; deutsche Gaugrafen herrschten in den Gebieten der Sorben, der Heveller, der nördlich davon wohnenden Redarier und der mecklenburgischen Obotriten. Aber bei all diesen, vor allem bei den Redariern, die in Rethra ein starkes politisches und kulturelles Zentrum besaßen, war der Wille zum Widerstande nicht erloschen. Schon im Spätsommer des Jahres 929 erfolgte von hier aus der slawische Gegenstoß. Ein großes Volksaufgebot der Redarier überschritt unvermutet von Westhavelland aus die Elbe und überfiel die sächsische Volksburg Wallislevu, heute Walsleben, zwischen Arneburg und Werben. Die Burg wurde überrannt, die Eingeschlossenen getötet oder in Gefangenschaft geschleppt. Der ganze Osten geriet in Eärung; die Ungarn konnten wiederkommen und auch von den Dänen her drohte ein Vorstoß. Nur ein schneller und entscheidender Schlag konnte die Gefahr dannen. Er erfolgte im September mit blitzartiger Schnelligkeit. Ein sächsisches Heer überschritt bei dem alten Elbflaß Hahnbuck (Hahnbuck) die Elbe und griff eine der stärksten Wilzenfestungen, Lunkini (heute Lützen) in der Prignitz an. Sie war neben der Brennaburg wohl die stärkste Feste im Wilzen-



„Die Aufstellung der Elblinie durch König Heinrich I.“ Zeichnung von E. Hunk (rechts nebenstehend).

lande; ihre Einnahme mußte den Aufstand brechen und die völlige Unterwerfung herbeiführen. Das sächsische Aufgebot führte Graf Bernhard, dem einer der ältesten und treuesten Mitstreiter Heinrichs, der Graf Dietmar von Nordthuringgau, als Verräter beigegeben war. Fünf Tage währte die Belagerung; da kam die Kunde, daß ein gewaltiges wendisches Entsatzheer heranrückte, das sächsische Lager zu überfallen. Die Sachsen blieben eine ganze Nacht unter Waffen; eingekesselt zwischen der breiten Elbe, der feindlichen Feste und dem zahlenmäßig weit überlegenen wendischen Heer, das ebenfalls in Waffen den Tag erwartete. Aber gewaltige nächtliche Regengüsse verhielten einen Angriff auf das deutsche Lager. Am nächsten Morgen brannte wieder die Sonne auf das in voller Klüftung stehende deutsche Heer und auf die langsam und erschöpft herankommenden Wenden. Die Deutschen eröffneten den Angriff und hielten in die feindliche Front ein; aber gegen die Massen der Wenden kamen sie nur langsam vorwärts. Da ließ Graf Dietmar 50 seiner Panzerreiter in die wendische Flanke einhauen; die Slawen wankten und stürzten sich endlich in haltlose Flucht. In der Schlacht, die den ganzen Tag anhielt, wird das wendische Volksaufgebot völlig vernichtet. Am nächsten Tage fiel auch die Burg Lenzen. Alle das rechte Elbufer beherrschenden Burgen waren jetzt in deutscher Hand: Lenzen, Brennaburg, Jähna-Meißen, und in gewisser Weise auch Prag. Drei Jahre später vervollständigte Heinrich seine Herrschaft über das Slawenland durch einen Zug in die Lausitz. Die Volksburg Lubuska wurde belagert und zerstört. Der deutsche Machtbereich ging jetzt an einzelnen Stellen bis zur Oder.

Der dreißährige Feldzug im Osten ist kein militärischer Spaziergang gewesen und auch kein harmloser Vorstoß zur Erprobung der Heeresreform: er war eine der größten strategisch-politischen Taten, die die deutsche Geschichte aufzuweisen hat. Zum ersten Male seit dreihundert Jahren ist der ost-westliche Druck des Slawentums in das Gegenteil verkehrt worden; und wenn auch unter Heinrichs Nachfolgern manche der gewonnenen Stellungen wieder verloren gingen, so ist doch mit seinem einzigartigen Winterfeldzug die Wiedergewinnung des germanischen Ostens begonnen worden. Drei Jahre nach der Einnahme von Brandenburg wurde das Ungarheer von Heinrichs Panzerreitern unter seiner eigenen Führung vernichtend geschlagen. Auch hier begann ein für unabwendbar gehaltenes Schicksal seine rückläufige Entwicklung.

Wir dürfen auch eine der letzten großen Taten des Königs in den großen Rahmen seiner Ostpolitik hineinsetzen: das ist der Vorstoß gegen die Schlei und die Einnahme von Hailshabu. Die Politik Karls hatte hier ja weniger völkisch-deutsche als machtpolitische Ziele gehabt; sie hatte durch das Bündnis mit den Obotriten den Siedlungsraum der nordelbischen Sachsen noch weiter eingegrenzt. Eingeklemmt zwischen der vordringenden dänischen Macht und den Wenden, behauptete sich in diesem Lande mühsam das sächsische Volkstum; auch von der See her war es mit den denachbarten Friesen durch die Wikingerzüge bedroht. Erst Heinrich vereinigte hier die Ziele des Reiches aufs engste mit denen seines sächsischen Volkes; wenn er die schmale Landbrücke zwischen Nord- und Ostsee in seine Hand bekam, war nicht nur ein besserer Küstenschutz gegeben, es war auch den dänischen Plankensößen gegen die Elblinie ein Ende gesetzt. So können wir die Eroberung von Hailshabu als die letzte Maßnahme seiner Ostpolitik betrachten; auch hier greift die Einzelunternehmung immer organisch in seine große Gesamtpolitik ein.

Wenn wir heute nach tausend Jahren Heinrichs Werk beurteilen, so kommt es nicht darauf an, ob das von ihm Erreichte immer und ohne Unterbrechung sicherer Besitz geblieben ist. Es handelt sich vielmehr darum, ob seine Politik die Erfüllung einer wesentlichen deutschen Lebensaufgabe war, zu der wir uns heute noch erkennen können. Und diese Frage können wir ohne jeden Zweifel mit ja beantworten. Die Vollendung des Reiches der Deutschen, die Wiedergewinnung und Sicherung seines gegebenen Lebensraumes, die wir in unseren Tagen erleben konnten, weisen auf Schritt und Tritt auf das Werk des ersten deutschen Königs, der mit der Erfüllung der politischen Lebensaufgabe der Deutschen begonnen hat, von der Nordmark bis zu den Gebirgen von Böhmen, bis an die Grenzen von Ungarn und bis zur westlichen Grenze des deutschen Volksgebietes.

8. Cornelius: Zur Vorgeschichte des Zweikampfes

Von den verschiedensten Indogermanischen Völkern erzählen alte halb sagenhafte Nachrichten, daß vor Beginn der Schlacht ein Hefe den besten Mann des Feindes zum Zweikampf auffordern ließ. Der Kampf des einen Streiterpaars sollte an Stelle des Streites der Heere den Kampf entscheiden. Auf solche Weise haben germanische Stämme ihren Streit geschlichtet (1), und die Latiner von Rom und Alba Longa ihren Kriegshandel austragen (2). Mehrfach haben Gallier einen römischen Gegner zum Kampfe vorgeschickt (3). Der Streit zwischen Griechen und Trojanern soll bei Homer zunächst durch einen Zweikampf der Fürsten entschieden werden. Erst nachdem der Waffenstillstand, der zu diesem Zwecke beschworen worden war, gebrochen war, begann der allgemeine Kampf (4). Durch Zweikampf sollen die Athener und Lesbier noch im 6. Jahrhundert den Streit um Sigelon geschlichtet haben (5), die Griechen von Perinth gegen die (thrakischen) Paloner noch um 500 (6). Sehr bekannt ist auch die Ausforderung des Philisters Goliath an die Heinde. Nachdem jüngst festgestellt wurde, daß die Philister (richtiger Palastier zu sprechen) ein indogermanischer, und zwar illyrischer Stamm waren (7), reiht sich diese Nachricht vortrefflich in das Bild des indogermanischen Brauchums ein. Daß Goliath durch die List des Gegners überwunden wird, der ihm nicht mit gleichen Waffen entgegentritt, ist kennzeichnend für die Auseinandersetzung des nordischen mit dem orientalischen Wesen und für die Gefahren, die dabei drohen.

Wir finden also bei den Indogermanen, mindestens bei allen Westindogermanen, den völkerechtlichen Brauch, einen Krieg durch Zweikampf einzelner Streiter entscheiden zu lassen. So wenig war Blutdurst der Antrieb zu den Kriegen der nordischen Völker, daß sie vielmehr das Blutvergießen auf das geringste Maß einzuschränken suchten.

Wir dürfen dabei diesen ältesten Zweikämpfen noch nicht den Sinn eines Gottesgerichts unterlegen. Denn ein Gottesgericht würde ja voraussetzen, daß die beiden streitenden Heere einen gemeinsamen Gott gehabt hätten, den sie als Richter hätten anrufen können. Das ist eine Vorstellung, die dem Glauben der älteren Zeiten ganz fernliegt. Die Götter, die man anrief, waren Volksgenossen, Stammväter der edlen Geschlechter, und eben darum nicht Richter, sondern Mitkämpfer. Wohl aber mußten die Indogermanen ein den einzelnen Stämmen übergeordnetes Recht kennen, wenn sie versuchten, den Krieg durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Denn das konnte ja nur eine rechtliche Entscheidung sein, die eben die Machtprobe überflüssig machen sollte. Der Kampf des Menelaos und Paris ist gleichsam das Austragen einer Wette (8), die zwischen den beiden streitenden Heeren abgeschlossen wird.

Das gemeinsame Recht aber, das den beiden Völkern verbindlich ist, ist in dieser ausführlichen Darstellung Homers der Zauber des Eides. Wer den Eid bricht, den verderben die dunklen Schicksalsmächte, in deren Gewalt sich der Schwörende freiwillig begeben hat. „Wenn Du den Eid brichst, so sollen dich die Eidgötter unaufhörlich hegen“, so steht in den Verträgen der Indogermanischen Hethiter in Kleinasien, die von allen indogermanischen Völkern am frühesten schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen haben (9).

Im Gegensatz zum völkerechtlichen Zweikampf habe ich den gerichtlichen Zweikampf zum Austrag privater Rechtsfälle, wie er im deutschen Mittelalter üblich war, in den alten Sagen nirgends erwähnt gefunden. Nur den Umbren in Italien (10) schreiben ihn die alten Quellen zu, – und die Art, wie sie ihn hervorheben, ist ein Zeichen, daß er mindestens den griechischen Forschern weder in der Vergangenheit ihres eigenen Volkes noch bei einem ihrer Nachbarvölker bekannt war. Es scheint mir danach deutlich, – soweit man in den verbliebenen Zügen ältester nordischer Volkskunde etwas deutlich nennen darf – daß der Zweikampf zuerst als völkerechtliche Einrichtung ausgebildet worden ist, für die Rechtsentscheidung zwischen Volksgenossen aber nur bei wenigen Tochtervölkern der Indogermanen vorkam, also der indogermanischen Zeit noch unbekannt war. Es ist aber leicht zu verstehen, daß ein solcher Brauch, der für die Kriegsentcheidung zwischen Völkern üblich war, auch im Kampf der

Stippen untereinander in Aufnahme kam. Die Blutsühne gehört ja zu den gemeinsamen rechtlichen Urbräuchen der indogermanischen (und vieler anderen) Völker. Sie konnte wohl schon in urindogermanischer Zeit durch eine Blutrache abgekauft werden, die in der Regel 100 Rühne betragen zu haben scheint (11). Sowie eine Sippe der anderen erlegen, die sie durch Totschlag um einen Mann geschwächt hatte. Sehr oft wurde lieber die Blutrache durchgekauft, die dann wieder Rache von der anderen Sippe hervorrief, und so konnte sich eine Fehde durch Geschlechterfolgen hinziehen. In Albanien und Korsika galt dies Recht der Rache ja bis nahe an die Gegenwart. Wie oft mußte es da unklar sein, welche Sippe denn nun eigentlich im Rechte sei! Sollte der Sippenkrieg ein Ende nehmen, so lag es nahe, in demselben Mittel zu greifen, das als Schiedsgericht unter den Völkern üblich war, zum Zweikampf.

War es einmal dahin gekommen, Fehden durch einen Zweikampf beizulegen, der als Rechtsentscheidung mit vorangehenden Eiden ausgestaltet sein mußte, ganz wie Homer ihn schildert, so war es nur angemessen, daß diese Art des gerichtlichen Austrages auch für andere Rechtsfälle in Anwendung kam.

Dadurch wurde eine Unzuträglichkeit im Prozeßwesen ausgeglichen, die sich bis heute immer wieder bemerkbar macht. Wer jemals gegen gewissenlose Menschen einen Prozeß zu führen hatte, der weiß, wie leicht das Urteil durch falsche Aussagen über Vorgänge irreführt wird, für die keine Zeugen vorhanden sind. Es wird entschieden nach dem Eide des einen Teiles, und es wird meist falsch entschieden, wenn dieser Eid falsch ist. Das war nicht anders, solange es Menschen und Eide gibt und in alter Zeit noch häufiger als heutzutage, da ehemals Zeugen, die nur durch Zufall bei einem Vorgang anwesend waren, nicht vernommen wurden. Man mußte also schon in der Frühzeit der indogermanischen Völker nach Mitteln suchen, um die Wahrhaftigkeit der eidlichen Aussage so streng als möglich einzuschärfen. Bei den alten Germanen war es üblich, den Eid auf die Waffen zu leisten: „dieses Schwert soll mich verderben, wenn ich falsch ansage“ (12). Das war für einen Krieger gewiß die eindrucksvollste Art ihn zur Wahrhaftigkeit zu mahnen; wurde doch durch den Eid ein Zanber um die Waffe geschlungen, der auch den festesten Mut unsicher machen mußte, wenn er sich einer Schuld bewußt war. In einem Zeitalter, das an Zanber glaubte, war solch ein Eid nach Menschenermessern gesichert. Trotzdem gab es auch damals Männer, denen der augenblickliche Vorteil mehr galt, als die Wahrhaftigkeit des Eides. Ihnen gegenüber brauchte der Germane sich nicht mit dem resignierenden Gefühl von der Unvollkommenheit aller Rechtsprechung zu beschämen. Sondern wer sich nicht betrug, wie es einem wahrhaften Manne zukam, sondern den Volksgenossen zu übervorteilen suchte, dessen Eid konnte der Gegner durch die Herausforderung zum Zweikampfe prüfen.

Diese Entwicklung hat aber nicht nur bei den Germanen, sondern wie erwähnt auch bei einem Zweige der Italiker stattgefunden. Ausdrücklich wird von den Umbren berichtet, sie hätten ihre Prozesse durch Zweikampf ausgetragen, und auch im römischen Rechte hat man versucht, den Ausdruck „provocatio“ für Berufung (wörtlich Herausforderung) als ein Überbleibsel einer Zeit zu verstehen, in welcher der Einspruch gegen ein Urteil durch Herausforderung zum Zweikampfe eingelegt wurde.

Nun ist der jüngere Zweig der italischen Einwanderung durch mancherlei Beziehungen besonders eng mit den Germanen verknüpft. Umbrier und Andronen, Marser in Mittelitalien und am Rhein, vielleicht auch Sabiner und Eubener (Schwabener) (13) führen den gleichen Stammesnamen. Dazu sind Sabiner und Eubener noch im 8. Jahrhundert durch einen gleichartigen Grabbrauch verbunden. Sie und nur sie bestatteten die Asche des Toten bisweilen in einer Urne von der Gestalt eines Hauses. Daß auch sprachlich gerade zwischen Italikern und Germanen manche besonders nahe Verwandtschaft in Lautbildung und Wortableitung besteht, wird in jüngster Zeit von zuständiger Seite hervorgehoben. Es kann uns daher nicht verwundern, daß auch in der Rechtsentwicklung beide Völker nahe Beziehungen aufweisen. Dadurch können wir die Entwicklungen, die wir vorher erschlossen haben, zeitlich festlegen. Bis zum Aufkommen der Hausurnen (d. h. etwa dem 8. Jahrhundert v. Chr.) scheinen unmittelbare Beziehungen zwischen den Germanen der Saalegegend und den Stämmen bestanden zu

haben, die als Sabiner in Italien erscheinen. Wahrscheinlicher ist die Trennung der beiden Völker schon etwas früher anzusetzen, und sind nur Nachzügler bis in diese Zeit zu dem verwandten Volke im Süden gestoßen. Die Spaltung der Indogermanen in Einzelvölker ist ja gewiß kein einmaliger Vorgang, sondern ebenso wie die germanische Völkerwanderung oder wie die europäische Besiedlung Amerikas ein langdauerndes und immer wiederholtes Einströmen nordischer Scharen in die leeren Räume. Jedenfalls liegt nach den sprachlichen und archäologischen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien kein Anlaß vor, die gleiche Rechtsentwicklung, die wir gefunden haben, als zufällige Parallelentwicklung zu deuten. Vielmehr dürfen wir wohl diese Entwicklung der Zeit zuschreiben, als Germanen und Umbri, sabineller noch in Zusammenhang standen, — also nach den obigen Anzeichen einem jüngeren Abschnitt der Bronzezeit.

Die Entwicklung des Zweikampfes zum Rechtsmittel zwischen Volksgenossen scheint mir nun auch geistig und sittlich für die germanische Eigenart gegenüber den anderen indogermanischen Völkern grundlegend. Der Germane hat am längsten und am schwersten darum gerungen, eine staatliche Friedensordnung aufzurichten. Denn Landfrieden bedeutet Verzicht auf Selbsthilfe und damit einen Vorprung des listigen, gerissenen Menschen über den geraden, tapferen Mann. Die staatliche Ordnung der anderen Indogermanen beruht auf dem Grundsatz, daß der Spruch des Richters gelten müsse, auch wenn er im Einzelfalle irre. Der gerichtliche Zweikampf der Germanen aber legte die Entscheidung nicht in die Hand des Richters, sondern in die eigene Hand der Parteien.

Dem entspricht bekanntlich die gesamte Rechtsgestaltung der Germanen. Der Prozeß war hier nicht ein Beweis vor dem Richter, sondern vor der Gegenpartei. Der Richter war zu einer Art Herold oder Zeremonienmeister des Prozesses herabgedrückt. Der germanische Mann suchte sein Recht nicht durch den Richter, sondern durch die Rechtmäßigkeit seines Anspruches, die der Gegner anerkennen mußte, wenn er ein rechter Volksgenosse sei; und wenn jener versuchte die Wahrheit zu beugen, so rief man ihn zur Waffenentscheidung. Die Prozeßgegner standen sich also in der gleichen Weise gegenüber, wie heute zwei souveräne Staaten. Und tatsächlich war ja, wie gezeigt, der Zweikampf eben aus dem Völkerrecht erst in das Prozeßrecht eingebracht. Wir kommen zu dem überraschenden Ergebnis, daß im Laufe der germanischen Entwicklung etwa in der jüngeren Bronzezeit die Souveränität des Fürsten als Richters (14) eingeschränkt worden, ja innerhalb des Prozesses durch die Souveränität des Familienhauptes ersetzt worden ist. Die Tragweite dieser Neuerung für die Entwicklung der Rechtsformen und des Rechtsgedankens, sowie für die Selbständigkeitsstriebe der Germanen läßt sich einstellen nur ahnen. Prägen sich doch dem Charakter eines Volkstums seine arbeitsamen Züge erst scharf und deutlich aus in seiner Wechselwirkung zum Glauben und zum Recht.

(1) Gregor v. Tours, Hist. Franc. II 2. — (2) Livius I 24 f. und Parallelstellen. — (3) Liv. VII 9 f.; 26. — (4) Mias III. — (5) Der Bericht ist allerdings durchaus sagenhaft; vgl. meine „Sprachle in Alben“, S. 30 f. — (6) Herodot V 1. — (7) Herwig und Krahe in Forschungen und Fortschritte, 1941, S. 7 ff. — (8) „Wette“, womit lateinisch vas, vadis der Vertragsschürze, zusammenhängt, ist ein urindogermanisches Wort für Vertrag überhaupt. — (9) Fricke, „Gehittische Staatsverträge“, passim. — (10) M. Dam. §. 8. Nr. 11 f. 111. — (11) Vgl. meine „Untersuchungen zur frühen römischen Geschichte“, S. 104, und Bühler in Festgruß an R. Roth, S. 44 ff., v. Schröder, ebenda S. 51 ff. — (12) So. z. B. Ammianus Marc. XVII 12, 21, wo jedoch der römische Berichterstatter den Sinn des Brauches in lächerlicher Weise mißverstanden hat. — (13) So nach Güntert, „Der aelsche Welt-König und Seiland“, S. 72 ff. — (14) Daß sie urindogermanisch ist, hoffe ich aus der übereinstimmenden Auffassung vom Königtum bei verschiedenen Völkern demnächst genauer darzutun. Allerdings war sie nie absolut.

Wer sich eine Zukunft schaffen will, darf die Vergangenheit nicht aus dem Auge verlieren. Deshalb sucht in der Vergangenheit alles Gute und Schöne, das in ihr zu finden ist, gestaltet danach euer Ideal und versucht, dieses Ideal in der Zukunft zu verwirklichen.
Odm Krüger.

Alfred Dieck: Kreise mit Zacken

Ernst Büch bringt in seinem Aufsatz „Untersuchungen zum Tüll Eulenspiegel“ Germania, 1940, Heft 3, Seite 112 ff., die eigenartigen Scheiben oder Kreise mit Zacken auf den Felszeichnungen von Bohuslän in Zusammenhang mit der Tüll Eulenspiegelfrage. Meines Wissens sind bisher zwölf solcher Bilder (s. Abb. 1-12) auf Felszeichnungen bekannt geworden (1), und zwar treten sie nur im Gebiet von Tanum auf. Sie haben bisher schon verschiedene Deutungen gefunden. Sie wurden teils

als „durch Bäume umhegte Rundplätze (Kultgrabstätten?)“ (2) bezeichnet, teils als verlängerte Speichen oder Hände, die von der Sonnenscheibe ausgehen (3);

Bing erklärt sie entweder als Abbild der Erde mit Zweigwerk (4) oder für mit Laub geschnitzte heilige Schilde (5);

Sophus Müller hält sie für eine Nachbildung der Sonne mit ihren Strahlen (6);

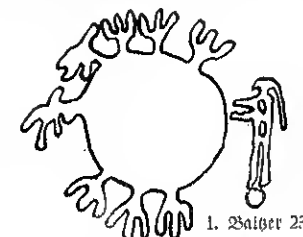
Almgren für Menschen, die sich an dem Abbild der Sonne zu schaffen machen (7).

Mir selber scheint schon seit Jahren eine andere Deutung die wahrscheinlichere zu sein (8). Ich halte sie für um einen Mittelpunkt hockende Menschen. Ob es nun Wesen aus der Mythologie, dem Volksbrauch oder Lebensereignissen sind, muß dahingestellt sein, ebenso auch die Deutung der Frage, ob der Mittelpunkt ein Beratungsfeld oder ein Feuer oder ähnliches sein soll. Es mag irgendeine Beratung abgehalten werden, die mit den sie durchweg umgebenden Schiffen zusammenhängt; zeigen doch 11 von den 12 Darstellungen dieses Bild inmitten von Schiffen oder bei diesen. Lediglich bei Balger 39 (s. Abb. 9) befindet sich die Zeichnung fast allein auf einem kahlen Felsen. Zu betonen ist, obwohl die Umzeichnung bei Büch (Abb. 6) bestechend ist, daß bei zwei anderen Zeichnungen deutlich erkennbar eine Frau neben den Kreis gezeichnet ist (s. Abb. 1 und 2) (9). Sie ist deutlich an einer Art Zopf am Hinterkopf zu erkennen. Meines Erachtens muß sowohl für Büch (Abb. 6) als auch für die anderen 11 Zeichnungen angenommen werden, daß die Zacken stilisierte Menschen sein sollen (vgl. besonders Abb. 6-8). Dasselbe gilt m. E. auch für die Darstellung auf dem Bronzeforn von Wiemar, das D. Almgren a. a. O. S. 92 abbildet.

In diesem Zusammenhang möchte ich einen Bodensfund aus Mitteldeutschland bringen, der in seinem äußeren Aussehen diesen 12 Felszeichnungen ähnelt. Er ist jedoch leider undatiert und nur kurz beschrieben bekanntgeworden (10). Im Jahr 1877 oder kurz vorher fand man nämlich auf der Domäne in Altleben im Mansfelder Seckreis „beim Graben der Fundamente des Schafstalles unter der Erde drei bis vier Fuß hohe Erdzylinder in Bienenkorbförmigkeit mit Epuren, daß Feuer an ihnen gewesen; um sie herum lagen Gerippe, deren Köpfe den Zylindern zugekehrt waren“. Nach der von Gräßler beigegebenen Zeichnung (s. Abb. 13) hat es sich hierbei um sieben Tote gehandelt, die um den einen Zylinder herum auf dem Rücken lagen. Es bleibt fraglich, wieviele solcher Zylinder hier gefunden wurden und ob die Anzahl der Skelette um die anderen Zylinder dieselbe war wie um den abgebildeten. Das Geschlecht der Toten ist unbekannt. Die Funde wurden nicht geborgen, sondern an Ort und Stelle belassen. Die genaue Fundstelle und die näheren Fundumstände sind zur Zeit nicht bekannt, da kein Einwohner des Ortes vor vier Jahren sich auf mein Befragen hierauf besinnen konnte. Außerdem ist der „handschriftliche Bericht des Oberpfarrers Ahrendts in amtlichen Erhebungen des Landrates des Mansfelder Seckreises vom Jahr 1877“ (11) verschollen.

Erwähnen möchte ich weiterhin, daß ich vor längerer Zeit eine Faustzeichnung mit ähnlicher strahlenförmiger Darstellung gesehen habe, die einen Märtyrer oder Heiligen darstellen sollte. Nach meiner Erinnerung war er aufs Rad geflochten und die Glieder waren strahlenförmig abgebogen. Die Zeichnung sollte nach einem alten Kirchenfenster der Harzgegend (Halberstadt?) hergestellt sein. Näheres über dieses fragliche Fenster habe ich – da mir jetzt im Feld Nachforschungen nicht möglich sind – nicht erfahren können.

(1) Balger (Hällsfningar och Bohuslän), Taf. 23, 50, 54, 43, 20 (zweimal), 25, 39, 24, 26, 41 (zweimal). – (2) v. Schelteima, Die Kunst unserer Vorfahren, Taf. XIV. – (3) Schneider, Die Felszeichnungen von Bohuslän, Veröffentlichungen des Provinzialmuseums, Halle 1/2, S. 12. – (4) Mannus 6, S. 324 ff. – (5) Mannus 10, S. 175. – (6) Nordiskt Fornväsende I, S. 312. – (7) Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, Frankfurt a. M., 1934, S. 90. – (8) Dieck, Die Bedeutung der Moos- und Wasserfunde der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung unter besonderer Berücksichtigung der Holzgerätschaften, Moorscheiben und Menschopferbedichte, Dissertation, Halle 1939, S. 81 ff. – (9) Balger 23 und 43. – (10) Gräßler, Geschlossene vorgeschichtliche Funde aus dem Kreise Mansfeld, Querfurt und Sangerhausen, Bd. 1 der Zeitschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, herausgeg. von der Landesanstalt für Volkshelkunde in Halle a. d. Saale, S. 127 und Taf. 17. – (11) Gräßler, S. 127.



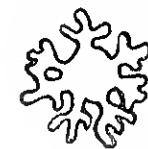
1. Balger 23



2. Balger 43



3. Balger 50



4. Balger 24



5. Balger 54



6. Balger 20



7. Balger 20



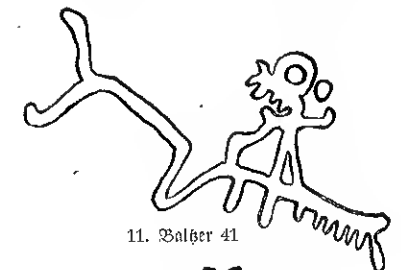
8. Balger 25



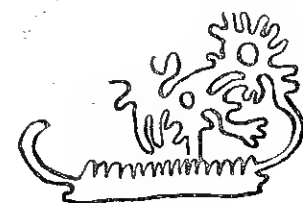
9. Balger 39



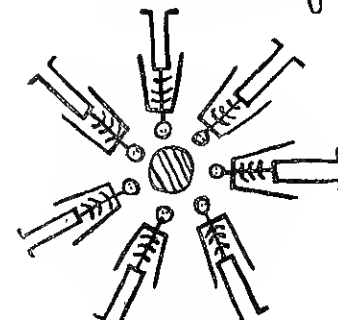
10. Balger 26



11. Balger 41



12. Balger 41



13. Gräßler 7/17

Heinz Joachim Graf: Die Runennamen als sprachliche Belege zur Ausdeutung germanischer Sinnbilder

Nachdem in der Herkunftsfrage der Runen die bisherigen zahlreichen Entlehnungshypothesen zu keiner befriedigenden Lösung führten, Neckels gegenteilige Annahme einer Beeinflussung der südlichen Alphabete durch die Runen oder eine ihrer Vorstufen nach dem heutigen Stande der Forschung aber als zu früh abgelehnt wurde (1), beginnt die Runenkunde einen neuen Weg zu gehen, der grundlegende Erkenntnisse zu versprechen scheint.

Man geht im Anschluß an die bisherigen Entlehnungshypothesen davon aus, daß eine kleinere Anzahl von Zeichen des Futhark keine eindeutigen Vorbilder in den norditalischen und sonstigen südeuropäischen Alphabeten hat, während die größere Menge der Runen sich ungezwungen aus diesen herleiten läßt. Es wird demnach von B. Krause (2) und J. Altheim (3) nunmehr eine zwiefache Wurzel für die Entstehung der Runenreihe angenommen. Einmal das norditalische Vorbild, das die meisten Zeichen geliefert hat, und zum anderen Male jener reiche Schatz vorrurischer Sinnbilder, der seit der jüngeren Steinzeit, vor allem aber seit der nordischen Bronzezeit „auf den Felsbildplatten Südschwedens, auf Werken der Kleinkunst und des täglichen Gebrauches“ (4) sich in Resten erhalten hat. Dabei nennt Krause als häufig auftretende Zeichenformen dieser vorrurischen Sinnbildsprache: Baum, Hand, Pfeil, Leiter, Schlinge, Kreis und Kreuz (5). Als erster dachte der Kölner Germanist Heinrich Hempel in seinem wohlwollend sachlichen und besonnenen Aufsatz: Der Ursprung der Runenschrift (Vortrag im „Verein der Altertumsfreunde im Rheinland“ 1934), *GM.* 1935, S. 401 ff., „an die Möglichkeit einer Ergänzung des Runenbestandes aus dem Bereich der vorrurischen Sinnbilder, freilich ohne diese Möglichkeit näher zu beleuchten“ (6).

In ihren genannten Arbeiten gingen nun Krause sowohl wie Altheim daran, den möglicherweise vorrurischen Sinnbildbestand aus dem Futhark herauszuschälen. Das Ergebnis stellt sich nach Krauses vorsichtigen Erwägungen, auf denen Altheim weiter fußt, folgendermaßen dar: Vorrurisch sind möglicherweise:



Abbildung 1. Pfeilschäufel von Nydam mit runenähnlichem Begriffszeichen. Nach E. Engelhardt, Nydam Mosefund.

↑ = t-Runen. Das vorrurische Zeichen findet sich auf einem der Pfeilschäfte aus dem Moor von Nydam (um 400 n. Zv.), s. Abb. 1, auf hallstattzeitlichen Kerkhölzern von der Kelchhalpe bei Kibbühl und auf bastarnischen Gefäßurnen von der unteren Weichsel (7.-6. Jahrhundert v. Zv.). Vgl. Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 348 und Runeninschriften S. 3 und 26; Altheim und Trautmann, Vom Ursprung der Runen, S. 58.



Abbildung 2. Pfeilschäufel von Nydam mit runenähnlichem Begriffszeichen. Nach E. Engelhardt, Nydam Mosefund.



Y = z (R)-Runen. Vorrurisch etwa zu finden auf einem der Nydamer Pfeilschäfte (um 400 n. Zv.), siehe Abb. 2, dem Stein von Krogsta, siehe Abb. 3, und skandinavischen Felsbildern (Bronzezeit). Vgl. Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 351 und Runeninschriften, S. 3, 26 f. und 159 f. Krause glaubt an ein altes Abwehrsymbole, das aus dem Bild der Hand mit ihren gespreizten Fingern hervorgegangen sein soll.




Q = o-Runen. Wiederum als runenähnliches Begriffszeichen auf einem der Pfeilschäfte von Nydam (um 400 n. Zv.), siehe Abb. 4. Ferner auf dem Felsbild aus Gentel, Abb. 5, der Scheibe von Jossam (Bronzezeit), Abb. 6, u. d. Vgl. Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 348 und 351, Runeninschriften S. 3 und Altheim und Trautmann a. O. S. 50.

Abbildung 3. Stein von Krogsta.

Abbildung 4. Pfeilschäufel von Nydam mit runenähnlichem Begriffszeichen. Nach E. Engelhardt, Nydam Mosefund.

M = h-Runen. Krause nimmt an, daß dieses Zeichen aus einer Form mit 3 Querstrichen (etwa ) entstanden ist, die einem vorrurischen Sinnbild mit vielen Quersäben (etwa ) das auf vielen bastarnischen Gefäßurnen zu finden ist, ähnelte und mit ihm im Futhark verschmolz. Als Beispiel vergleiche man Abb. 7, die „Inchrift“ von einer dem 3. Jhdt. n. Zv. entstammenden Urne aus einem wandallischen Kriegergrab in Mesbrowitz (Kreis Groß-Strehlitz, Obererschlesien). Siehe zu diesem Problem Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 348 und Runeninschriften, S. 6.

M = d-Runen. Sie hat nach Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 348, ebenfalls Ähnlichkeit „mit einem ungefähr sanduhrähnlichen vorrurischen Begriffszeichen“.


S = j-Runen; aus dem Sinnbild  entwickelt.


Q = ng-Runen. Auch sie wurde wohl wie die j-Runen unmittelbar aus dem altgermanischen Sinnbildbestand genommen, als man an die Schaffung der Lautzeichenreihe des Futhark ging. Ihr Urbild ist fraglos der so häufige Kreis (7), der als Sinnbild des kreisenden Jahres zu gelten hat.

Dies wäre nach Krauses und Altheims Theorie vorläufig der Bestand an germanischen Sinnbildern, die als Lautzeichen in das Futhark eingegangen sein sollen. Der erstere schreibt hinsichtlich des weiteren Verfolgs des eingeschlagenen Weges: „Es erscheint mir möglich, daß sich auch noch bei der einen oder anderen Rune außerdem eine formale Ähnlichkeit mit irgendwelchen vorrurischen Begriffszeichen herausstellt, wenn man jene Begriffszeichen systematisch sammelt und sichtet. Freilich müßte man sich dabei streng an das altgermanische Gebiet halten. Es hätte wenig Zweck, ja, verwirrt und entkräftete nur, den landschaftlichen Rahmen weiterzuspannen und runenähnliche Begriffszeichen statt zwischen Rhein und Weichsel etwa am Guadalquivir, am Nil oder am Ganges zu suchen“ (8). Ähnlich zukunftsproph. äußert sich Altheim: „Wir sind überzeugt, daß eine noch größere Anzahl von Runen auf solche Sinnbilder zurückzuführen sind“ (9).

Was aber bedeuten diese vorläufigen Ergebnisse für die Thema-Stellung unseres Aufsatzes? Wir haben dabei von den Runennamen des Futhark ausgehen, denn eigentümlicherweise ist uns für jede Rune ein ihr zukommender Name schriftlich überliefert, also auch für die in die Lautschrift eingegangenen vorrunischen Sinnbilder. Damit gewinnen wir einen sicheren Ausgangspunkt für die Interpretation der letzteren. Wir sind nicht mehr auf unsichere Vermutungen und mehr oder weniger scharfsinnige Kombinationen angewiesen, sondern vermögen uns auf schriftliche Quellen zu stützen. Sollte im Verlaufe weiterer Forschungen die Zahl der ins Futhark eingegangenen Sinnbilder über die jetzige hinausgehen, so gewinnen wir damit gleichzeitig weitere sprachliche und damit philologisch gesehen erstrangige Belege zur Ausdeutung germanischer Sinnbilder.

Gewiß, es sind verhältnismäßig späte Handschriften, die uns die Runennamen überliefern. Keine von ihnen liegt vor dem 9. Jhd. n. Zr., keine ist uns aus uraltnordischer Zeit bekannt (10), und doch ist an dem hohen Alter des aus den Runennamen noch jeweilig erschließbaren Bedeutungsbereichs nur schwerlich zu zweifeln, mögen diese selbst auch jung sein und an die Lautzeichen des Futhark gebunden erscheinen (11). Krause sagt in Wesen und Werden der Runen, S. 350 zu diesem Problem: „Wie will da scheinen, als stellten diese Runennamen die äußerlich sichtbare Brücke dar zwischen den Runen und den vorrunischen Begriffszeichen“ und in Fußnote 16 derselben Seite bemerkt er: „Schon N. Petzsch (Ztschr. f. dtsch. Unterricht 1917, S. 433 ff., besonders 441) vermutete, daß die Namen der eigentlichen Runen und ihre damit verbundenen mythischen Bedeutungen auf ältere „Zeichennamen“ zurückgingen. Betrachten wir nunmehr die für unsere aus vorrunischen Sinnzeichen hervorgegangenen Runen überlieferten Namen, um innerhalb des jeweiligen Bedeutungsbereichs ihre älteste Form und damit nach Möglichkeit den ursprünglichen Sinn des betreffenden Symbols zu erschließen (12). Wir beginnen mit der j- und ng-Rune, bei denen vorausgesetzt wird, daß sie als alte Sinnbilder unmittelbar in das Futhark eingingen.

§ = j Runennamen: ags. gear n. „Jahr“, nord. ár „(gutes) Jahr“, dän. ar (in lat. Schreibung ae) Abecedarium: ár, got. gaar (in Wulfilas Sprachform jēr). Der Rune kommt also die uraltnord. Form *jāra, urgerm. *jēra „Jahr“ oder „gutes Jahr“ zu, und man braucht nicht zu zweifeln, daß das alte Sinnbild  diesen Sinn gehabt hat. Das alte Rutzzeichen mag den in die beiden Jahreshälften gespaltenen Jahreskreis darstellen.

◇ = ng Runennamen: ags. Ing „Stammheros der Ingwāonen“. Die uraltnord. Form ist *Ingwār „Ingw (der Gott des fruchtbaren Jahres)“, urgerm. *Ingwaz, der in dem schwedischen Yngvi-Freyr der Wikingerzeit fortlebt. Noch älter als der Begriff „Ingw-Gott des fruchtbaren Jahres“ mag die Bedeutung „Fruchtbarkeit“ sein, wenn wir den Gott für jünger als sein heiliges Zeichen  ansehen. Auf jeden Fall liegt in dieser Sphäre der Sinn des uralten Symbols.

Die Art der Deutung, wie sie mit diesen höchst wahrscheinlich unmittelbar ins Futhark übernommen Sinnbildern vorgenommen worden ist, soll nun auch für die hypothetisch in der Runenreihe angenommenen vorrunischen Zeichen versucht werden:

† = t Runennamen: ags. tīr m. „Ehre“ < ti m. „Tyr“ (Gott), nord. Tyr „Tyr“ (der Gott), dän. tiar (in lat. Schreibung iu), Abecedarium: Tīu, got. tyz (in Wulfilas Sprachform teiws). Wir kommen damit auf urgerm. *Tiwaz, den alten Himmels- und Kriegsgott = lat. deus, griech. Ζεύς, al. Dyauz. < urindg. *Deiwas. Auch hier mag das Zeichen des Gottes, der Pfeil, älter sein als dieser selbst und in die Sphäre des Kampfes und des Sieges deuten. So heißt es noch eddisch, daß man den Tyr (d. h. die Tyr-Rune) ins Schwert rissen soll, um den Sieg zu erlangen. Ein Beispiel dafür, daß das Götterzeichen häufig älter ist als der anthropomorphe Gott, bietet ein Fragment des Apollonios von Argos, das ich hier in der Übersetzung Capelle's mitteile: „Und dieser Kaineus wird König der Lapithen und führt Krieg mit den Kentauern. Dann stellt er einen Speer auf dem Markt auf und besiegt, diesen als Gott zu verehren.“

Die Vorsokratiker, übersetzt und eingeleitet von W. Capelle, Leipzig 1935 = Kröners Taschenausgaben, Bd. 119, S. 58. Das Original-Papyrus Oxyrhynchos 1611.


Υ * = z (R) Runennamen: ags. eolhx (mit unbekannter Bedeutung). Es ließe sich vielleicht eine uraltnordische Form *algir „Abwehr“ (-z > -R) ansetzen. Das alte Handsymbol auf den südschwedischen Felszeichnungen und auf dem Runenstein von Krogsta hat nach Krause (13) diesen Sinn gehabt. Die alte Wimmer'sche Deutung von eolhx als „Eich“ (14) dürfte auf Grund des nicht erklärten -g unzutreffend sein (15). E. Agrell geht von der wahrscheinlich älteren Form * des Zeichens auf der fränkisch-burgundischen Spange von Charnay (6. Jhd.) aus und stellt die geistvolle These auf, daß es sich um ein Zeichen für zwei Männer (die germanischen Dioskuren aus Germania Kap. 43) handeln könne. Zur Stützung seiner Ansicht weist er auf die isländische Bezeichnung stápmadr = „der auf den Kopf gestellte Mann“ für  = R hin und leitet den Runennamen schließlich über *Alhiz aus algerm. *Alhiz ab.



Abbildung 5 (links). Felsbild aus Genival. Nach J. Althelm und E. Trautmann, Vom Ursprung der Runen, Abbildung 25. - Abbildung 6 (rechts). Fossim, Bohuslän. Unzeichnung nach J. Althelm und E. Trautmann, Vom Ursprung der Runen, Abbildung 21.

⌘ o = Runennamen: ags. ēpel < älterem æþil m. und n. „Erbgut“, got. utal (in Wulfilas Sprachform āaþl) entsprechen einem uraltnordischen *þala „Ddal, ererbter Besitz, Eigentum“. In diesen Sinnbereich gehört das besonders häufig belegte schlingenartige Zeichen sicherlich seit altersher. Wenn auch Agrell a. D. S. 48 darauf hinweist, daß bei der Benennung der o-Rune dem Bildner nur „eine ganz kleine Reihe von einheimischen Wörtern zur Verfügung stand (vgl. die Wörter mit anlautendem o bei Fick, Wb.⁴ 3)“, so deuten doch das altnordische lykja und das neudänische lokke in ihrer doppelten Bedeutung „Schlinge“ und „umhagtes Bandstück“ sowie die Verwendung der Ddal-Rune in den mittelalterlichen Handschriften altenglischer Epen für das Wort éðhel „Heimat“ darauf hin, daß der Runenname die ursprüngliche Bedeutung des ⌘-Zeichens trifft.

h = Runennamen: ags. haeg „Hagel“, nord. hagall „Hagel“, dän. hafal (in lat. Schreibung hagal), Abecedarium: Hagal, got. haal (in Wulfilas Schreibweise hagl). Es ergibt sich uraltnordisch *hagla „Hagel“ oder „jähres Verderben“ (16). Ob mit dieser Bedeutung auch schon der Sinn des uralten germanischen Symbols getroffen wird, ist mir vorläufig noch nicht klar. In seiner jüngst veröffentlichten Arbeit über die Runen als Begriffszeichen (17) scheint Krause, was die Urne von Niesbrowitz anbelangt, der Annahme sehr nahe zu stehen, daß das dortige leiterähnliche Zeichen den Sinn des h-Runennamens verkörpert.

⌘ d = Runennamen: ags. daeg „Tag“, got. daaz (in Wulfilas Sprachform dags). Die uraltnordische Form ist dagaR. Vorläufig läßt sich noch nicht erweisen, ob die d-Runenähnlichen Sinnbilder auch schon die Bedeutung „Tag“, „Sonne“, „Licht“ oder eine ähnliche aus diesem Umkreis getragen haben (18).

Es bleibe schließlich nicht unerwähnt, daß unsere Untersuchung durchaus nicht darauf ausgeht, für das jeweilig untersuchte vorrunische Sinnbild eine ganz bestimmte, festliegende Bedeutung zu erschließen. Das Sinnbild wird vielmehr als Trägerin eines ganzen Kreises eng verwandter Begriffe angesehen, wie ja auch ein Wort nicht nur etwas „heißt“, sondern in der Regel Trägerin einer ganzen Reihe okkasioneller Bedeutungen ist.

Damit schließt unsere sprachliche Betrachtung. Sieht man von den noch bestehenden Schwierigkeiten bei der Deutung des H, M und Y (X) Zeichens einmal ab, so zeigt es sich, daß im großen und ganzen der Bedeutungsbezirk der von uns betrachteten vorrunischen germanischen Sinnbilder mit ziemlicher Sicherheit aus den Runennamen erschlossen werden kann. Vielleicht ist dieser kleine Beitrag nicht der einzige, den die Sprachwissenschaft für die Sinnbildkunde zu leisten imstande ist. Jedenfalls scheint es mir nach diesem ersten Versuch und seinem vorläufigen Ergebnis nicht ausgeschlossen, daß durch die wechselseitige Erhellung auf sprachwissenschaftlichem und sinnbildkundlichem Gebiete manche ungeklärte Frage der Germanienkunde ihrer Lösung nähergebracht wird.

Der Aufsatz wurde bereits 1939 geschrieben. Seitdem dient der Verfasser bei der Wassen 44, so daß ihm eine genaue Übersicht über die seitdem erschienene runenkundliche Literatur nicht möglich ist.

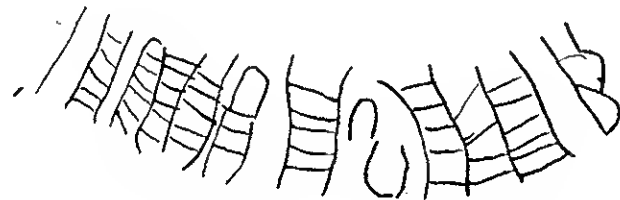


Abbildung 7. Inschrift von Mesdrowitz. Nach B. Krause, Runeninschriften im älteren Futhark.

Nachtrag.

Die angelsächsische Bezeichnung der t-Runen, die dürfte ursprünglich mit dem nordischen Tyr nichts zu tun haben, sondern „Zier“ (germ. *tior, lat. decus) bedeuten. Der Name kann also höchstens später an den des germanischen Himmelsgottes Ziu angeglichen sein. – Zu der Rune collx ist jetzt zu vergleichen Altheim/Trautmann, Die Eldrunen (Germanien, 1941, S. 22 ff.). Diese Rune hat schon Herman Birth vor zwölf Jahren als „Zwei Männer“ erklärt und mit dem gleichförmigen schwedischen Kalenderzeichen „tvimadr“ oder „tvemaghr“ in Verbindung gebracht. – Wenn die Odal-Rune als „Ehlinge“ und als „umhegtes Landstück“ bezeichnet wird, so kehrt ihre Form in einem damit eng verbundenen brauchstümlichen Gegenstand wieder: der „Ehlaub“, das Strohgewinde am Haiselsteden, mit dem bis heute eingefriedigte Grundstücke bezeichnet werden, hat ganz zweifellos die Form der Odal-Rune. Er gehört in das Gebiet der „Runenformen in brauchstümlichen Sinnbildern“, über die ich in „Germanien“, 1936, S. 105 ff. abgehandelt habe.

Plaschmann.

(1) Vgl. B. Krause, Wesen und Werden der Runen, Zeitschrift f. Deutschkunde, 1937, S. 346. – (2) B. Krause, Sinnbilder und Runen, Altpreußen 1936, S. 15 ff.; Runeninschriften im älteren Futhark, Halle a. d. S. 1937; Wesen und Werden der Runen, Zeitschrift f. Deutschkunde, 1937, S. 281 ff. – (3) F. Altheim und E. Trautmann, Vom Ursprung der Runen, Berlin 1939 = Deutsches Runenbuch, Reihe B: Sachwissenschaftliche Untersuchungen – Arbeiten zur Germanienkunde. – (4) Altheim und Trautmann a. D. S. 49. – (5) Runeninschriften, S. 3. – (6) Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 347, Fußnote 13. Für das Fortleben der alten Sinnbilder in den Runen tritt auch R. Th. Weigel in seinen vielbeachteten Arbeiten immer wieder ein. – (7) „Auf den norwegischen Runensteinen von Opedal und Årstad – – – zeigt sich, daß die ursprüngliche Form dieser Rune offenbar ein Kreis war.“ B. Krause, Altpreußen, 1936, S. 24. – (8) Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 348. – (9) Altheim

und Trautmann a. D. S. 50. – (10) Siehe F. Altheim, Handbuch der Runenkunde, S. 96. – (11) Krause sagt in Runeninschriften, S. 3: „Diese Übertragung (der Begriffsbedeutung vorrunischer Sinnzeichen auf die Runen) trat schon äußerlich dadurch in Erscheinung, daß jede einzelne Rune nunmehr einen Namen erhielt, der einerseits mit dem Buchstaben begann, den die betreffende Rune als Lautzeichen besaß, der aber seiner Bedeutung nach in diejenige Sphäre hineinsprang, in der das betreffende vorrunische Begriffssymbol wirkte.“ – (12) Hierbel bringt uns S. Agrell's eigenwillige Uthark-Theorie mit ihrer dauernden Bezugnahme auf die religionslosen Vorstellungen des Opfers nur wenig Gewinn. Vgl. S. Agrell, Zur Frage nach dem Ursprung der Runennamen = Skrifter utgivna av Vetenskaps-Societeten i Lund 10, Lund 1928. – (13) Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 351. – (14) Wimmer, Die Runeninschriften, S. 133. – (15) Vgl. Sophus Bugge, Norges Indskr., Indl. S. 89 ff. und S. 148. – (16) Krause a. D. S. 352. – (17) B. Krause, Die Runen als Begriffszeichen, Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft, Leipzig 1938, S. 42. – (18) Vgl. noch Krause, a. D. S. 49 f.

Hans-August Herrmann: Formgut und Sinnbildgehalt der Brettausschnitte und Siebellöcher holsteinischer Bauernhäuser

(Schluß)

Die Betrachtung der Brettausschnitte als Begriffszeichen oder Sinnbilder ist natürlich unabhängig von ihrer heute nachzuweisenden Wertung durch die bäuerliche Bevölkerung. Zweifellos ist die Beibehaltung der altüberlieferten Formen im wesentlichen der Achtung des Bauern vor dem überkommenen Formgut zu danken und nicht einer Kenntnis der Sinnbeziehungen dieser Zeichen, wenn auch hier und da ein mehr oder weniger verdunkeltes Wissen um die eigentliche Bedeutung noch zu erkennen ist. Die Übereinstimmung der Form der Brettausschnitte mit den Sinnbildzeichen anderer Runenbildungsgebiete, die in ihrem Ursprung und ihren Abwandlungen durch eingehende Untersuchungen seit langem bekannt sind, erlaubt aber doch eine nähere Abgrenzung des Sinngehaltes. Dabei ist es unmöglich von den formmäßig weit entwickelten Zusammensetzungen und Abwandlungen der einfachen Brettausschnitte auszugehen, obwohl gerade hier der Sinnbildgehalt am stärksten in Erscheinung tritt. Eine Klärung kann sich vielmehr nur ergeben aus der nachzuweisenden Begriffsbeziehung der einfachsten Formelemente, die in vielfacher Abwandlung und Umgestaltung immer wieder in der Gestaltung der Brettausschnitte nachzuweisen waren und unter der Bezeichnung „Grundformen“ bereits Veranlassung wurden zur Zusammenfassung vieler Ausschnitte größerer Formgruppen. Dabei darf aber keinesfalls übersehen werden, daß Schöpfer und Erhalter dieser Ausschnittformen bäuerliche Menschen waren und sich daher auf Grund ihrer Bindung an Grund und Boden, Jahreslauf und Witterung bei der Gestaltung sinnbildhafter Zeichen in erster Linie auf diese Grundlagen bäuerlichen Seins bezogen haben. Mithin wird die Sinnbeziehung der Brettausschnitte zunächst innerhalb derartiger Vorstellungskreise zu suchen sein.

Erste Gruppe: Die Sonnen- und Jahreszeichen.

Bestimmend für den bäuerlichen Arbeitskreis ist stets der sich ständig wiederholende Lauf der Sonne. Es braucht daher nicht wunderzunehmen, daß sich gerade die Sinnbilder des Sonnenkreislaufes in großer Anzahl erhalten haben. Insbesondere ist das einfachste Sinnbild der Sonne, das zugleich auch als Spiegel des Sonnenlaufes und damit auch des Jahresablaufes gilt, der Kreis, in vielfacher Häufung als Grundform vollstümlicher Sinnbildanwendung bekannt geworden. Diese Feststellung gilt auch in vollem Umfange für die holsteinischen Brettausschnitte. Bevorzugt wird hier die Verwendung der als Sonnenzeichen dienenden einfachen Kreisscheibe. Die in anderen Landschaften vielfach zu beobachtenden sogenannten strahlenden Sonnen sind in Holstein nur als Wiederholung des einfachen



Abb. 11. Die gefrenzte Naute über dem Einfahrtstor. Aufn. Verfasser.

Kreisausschnittes in den Wandfächern über der Dielentür als Steinfügungen anzutreffen. Als weiteres, für Niederdeutschland kennzeichnendes Sonnenzeichen finden sich in großer Anzahl Halbkreise als Bretttausschnitte. Sowohl der einfache Halbkreis, der strahlende Halbkreis wie auch der aus zwei konzentrischen Halbkreisen aufgebaute Doppelhalbkreis, dessen kleinerer Bogen die Sonnenbahn der Wintersonnenwende und dessen größerer Bogen den Lauf der Sonne zur Sommer Sonnenwende darstellen soll, sind als Sinnzeichen der Sonne und des Jahres in den holsteinischen Bretttausschnitten zu erkennen. Die Häufigkeit ihrer Anwendung spricht dabei für die Bedeutung, die eine dauerliche Bevölkerung ihnen zumaß. Seltener und nur in Verbindung mit andersgearteten Bretttausschnitten ist in Holstein ein drittes Sonnenzeichen zu beobachten, die Spirale oder Wendel. Als Sinnzeichen bezieht sich die Wendel auf die schraubenförmig aufsteigende Bahn der Frühlingssonne. Die selten spiralförmig aufgedrehten Stiele lilienförmiger Bretttausschnitte im alten Westwalddistrikt südlich von Preetz sind eindeutig als derartige Wendel zu erkennen. Die bei den genannten Brett-

ausschnitten stets vorhandenen spiegelbildlichen Verdoppelungen in einem zweiten Ausschnitt des gleichen Giebels dürften wohl als die Nachwirkung einer Ergänzung der einfachen Wendel zu einer Doppelwendel mit gegenläufiger Drehung als Sinnzeichen des stets wiederkehrenden Sonnenanfluges und -abfluges anzusehen sein.

In engem Zusammenhang mit der Doppelwendel steht das sog. alte Ddal-Zeichen. Das Sinnbild besteht entweder aus zwei übereinanderstehenden Kreisen, die durch einen geraden Strich verbunden sind, oder aus zwei nebeneinanderliegenden Kreisen, die durch einen Halbkreisbogen verbunden sind. Die erste Form des alten Ddal-Zeichens findet sich in vielfacher Verdoppelung in den Giebsfeldern der Propstei und der Hefenstein Begitterung, wobei die Umformung der Kreise zu einer Naute eine Parallele hat in der durchaus geklärtigen Abwandlung vorrunischer Zeichen. Die zweite Form findet sich nur ausnahmsweise als Bretttausschnitt in entarteter Form unter allerlei anderen Zutaten versteckt wie in dem abgebildeten Ausschnitt aus Eyrenge.

Ebenfalls als Sonnenzeichen sind alle auf die Kreuzform zurückzuführenden Bretttausschnitte zu werten. Gehören doch insbesondere das Rechteck, das Rechteck, Malkreuz und Hakenkreuz zum ältesten Symbolgut des Nordens. Dementsprechend sind auch sämtliche Ausschnitte, die aus einer Verbindung der genannten Kreuzformen untereinander sich ergeben, zur Gruppe der Sonnen- und Jahreszeichen zu zählen. Der Sechsstern, Achtsstern und die sechs- und achtspeichigen Räder, deren Form in den verschiedensten Bretttausschnitten immer wieder zu erkennen ist, haben allerdings neben ihrer Bedeutung als Sonnenzeichen noch eine besondere Sinnbeziehung als Schutz- oder Lebenszeichen.

Als Sonnenzeichen mit besonderer Betonung ihrer Begriffsbeziehung als Jahreszeichen gelten auch der einfach und der dreifach geteilte Kreis, die als alleinstehende Ausschnittformen häufiger anzutreffen sind.

Zweite Gruppe: Die Fruchtbarkeitszeichen.

Als nächst den Sonnenzeichen wichtigste und zahlreichste Gruppe ist eine große Anzahl holsteinischer Bretttausschnitte zusammenzufassen, deren Begriffsbeziehung sich auf den Fortstellungskreis der sich ständig erneuernden Fruchtbarkeit ausrichtet. Das Hauptzeichen dieser Gruppe ist die Naute. Die einfachste Form der Naute, die am häufigsten als Bretttausschnitt verwendet wird, ist seit langem als entsprechendes Zeichen bekannt. Noch stärker wird der Begriff der Fruchtbarkeit betont in den Nebenformen der Naute, der durchkreuzten Naute und den schachbrettartig aus vielen einzelnen Nauten zusammengesetzten Nautenfeldern. Seltener findet sich als Bretttausschnitt eine Verbindung der Naute mit der als Sonderform des alten Ddal-Zeichens nachgewiesenen stehenden Acht. Als Begriffszeichen bezieht sich diese Zusammenstellung wohl ebenfalls auf die ständige Erneuerung.

Als zweites Fruchtbarkeitszeichen dürfte in den Bretttausschnitten das Herz wiederzuerkennen sein. Die bereits erwähnte Verbindung der Herzform mit Nautenanschnitten ist wohl im Sinne einer verstärkenden Begriffsbeziehung zu verstehen. In diesem Zusammenhang gewinnt die auffällige Zusammenfügung der im Gesamteindruck herzförmigen Bretttausschnitte aus zwei Kreisen und einer Naute eine besondere Bedeutung.

Weiterhin müssen als Fruchtbarkeitszeichen auch die eiförmigen und elliptischen Bretttausschnitte der Propstei angesehen werden, da das Ei als Symbol der Wiedergeburt eine bedeutende Rolle spielt. Es sei nur an die verschiedenen durch eingehende Untersuchungen bereits geklärten Volksbräuche um das Ei erinnert, sowie an den gerade aus Schleswig-Holstein überlieferten Brauch, den Toten ein Ei als Symbol der Wiedergeburt mit ins Grab zu geben.

Schließlich sind noch in Zusammenhang zu bringen mit der Gruppe der Fruchtbarkeitsbilder alle Ausschnitte in Form des Mondes, der Hörner und der Doppelhörner. Die eigenartige Abwandlung der Doppelhörner zu Herzformen sowie die häufig zu beobachtende Verbindung der Hörner und Doppelhörner mit herzförmigen Ausschnitten findet so eine ganz natürliche Begründung als Verstärkung und Hervorhebung der Sinnbeziehung. Eine davon

abweichende Verwendung der mondformigen Sinnzeichen scheint lediglich dort vorzuliegen, wo Zusammenstellungen von Sonnen- und Mondzeichen in der Art der vorher beigelegten Abbildung der Bretttaufschnitte an der alten Klosterscheune in Preetz angebracht sind. Hier scheinen die Mondzeichen als Gegenstück zu dem über ihnen eingeschnittenen Sonnensymbol in ihrer Bedeutung als Sinnbild des Jahreslaufes verwendet worden zu sein.

Dritte Gruppe: Die Segens- und Vermehrungszeichen.

Baren bislang die Bretttaufschnitte in Verbindung gebracht mit Formen, die als reine Symbolzeichen anzusehen waren, so treten neben diesen in der Gestaltung der Giebelöffnungen auch Formelemente auf, die auf Runenformen verweisen. Bezeichnend ist aber, daß hier nur Runen mit stark sinnbildhafter Bedeutung festzustellen sind. Es ist natürlich, daß bei einer Betrachtung der Bretttaufschnitte als Sinnzeichen einzig der Symbolwert dieser Runenschnittformen nachzuweisen: die Dag-Runne, die sicherlich in der sogenannten Sanduhr zu erkennen ist, der „U-Bogen“, der sowohl als einfacher, wie als doppelter Bogen zu finden ist und die Man-Runne. Die Dag-Runne ist in ihrer Verwendung als Bretttaufschnitt wohl am einfachsten in ihrer Bedeutung als Segenszeichen zu erfassen. Auch die U-Runne ist als Glücks- und Vermehrungszeichen bekannt, und schließlich hat auch die Man-Runne eine ausgesprochene Bedeutung als Segenszeichen im Sinne einer Vermehrung. Alle drei gelten aber zugleich auch als Jahreszeichen. Kennzeichnender als die einfachen Grundformen für die beiden zuletzt genannten Sinnzeichen sind ihre mannigfaltigen Umformungen und Abwandlungen. Der U-Bogen findet sich unzweifelhaft wieder in den keltartigen und doppelhornförmigen Bretttaufschnitten und wird hier zum gestaltenden Formelement. Das dreisprossige Man-Zeichen ist vor allem in den dreigezackten Blumenförmigen, Tulpenformen und bezeichnenderweise in den Lilien wiederzuerkennen, von denen besonders der letzteren eine symbolhafte Bedeutung im bäuerlichen Brauchtum zukommt.

Vierte Gruppe: Die Lebenszeichen.

In enger Formverbindung mit der zuletzt genannten Gruppe der sinnbildhaften Runenzeichen entsteht durch die Zusammensetzung mehrerer Grundformen zu neuen Sinnbildformen eine in ihrer Sinnbeziehung nur schwer und niemals eindeutig zu bestimmende Gruppe von Bretttaufschnitten. Die aufwärts oder abwärts gerichteten Bogenformen werden mit Abwandlungen des Man-Zeichens und Sonnensymbolen zu Ausschnitten zusammengestellt, in denen uns schwer die bekannte Form des Lebensbaumes zu erkennen ist. Der Lebensbaum hat als Sinnzeichen durchaus seine eigene, von der Bedeutung der genannten Einzelformen unabhängige Begriffsbeziehung, da er als Symbol des Jahresablaufes und damit letzten Endes auch des Lebensablaufes gilt. Die Zusammenstellung der Baumform aus anderen Sinnzeichen beweist dabei nur, wie stark sich die Überlieferung alten Formgutes auch ohne Wissen um den Sinn der Form erhalten kann. Die Wertschätzung gerade dieser Sinnzeichen kommt dabei in der Größe der Bretttaufschnitte und in ihrer sorgfältigen Herstellung zum Ausdruck. Bezeichnend ist, daß die Ausschnitte der Lebensbaumform nur an dem der Straße zugekehrten Giebel des Bauernhauses angebracht werden und die Sicht auf diese Zeichen stets sorgfältig freigehalten wird.

Fünfte Gruppe: Die Schutz- und Abwehrzeichen.

Eine Sonderstellung hinsichtlich ihrer Begriffsbeziehung nimmt eine kleinere Gruppe von Bretttaufschnitten ein, deren Grundformen nicht als Symbolzeichen bekannt sind, sondern als unheil abwehrende Schutzzeichen sich ihren Platz im Volksbrauche bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Es handelt sich hier um Verknotungen oder Verschlingungen, bei denen weder ein Anfang noch ein Ende festzustellen ist und die in vielfacher Abwandlung auch als Schmuckmotive im

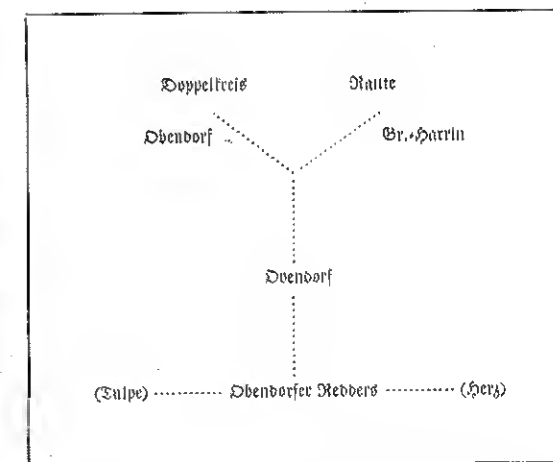
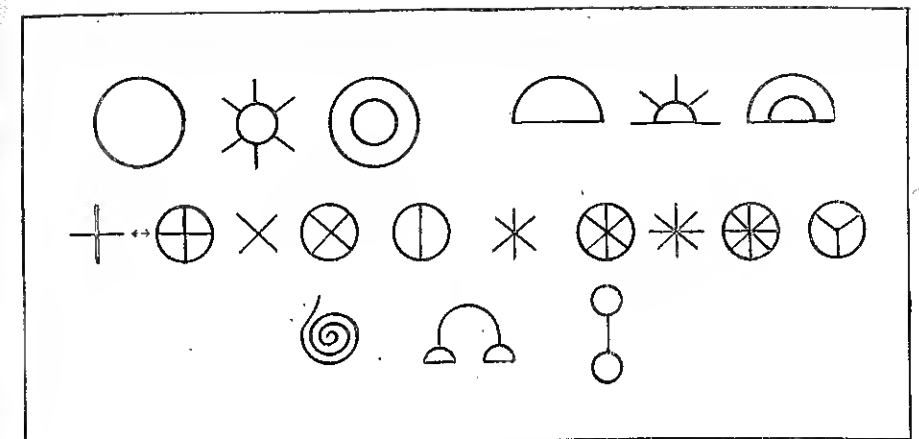
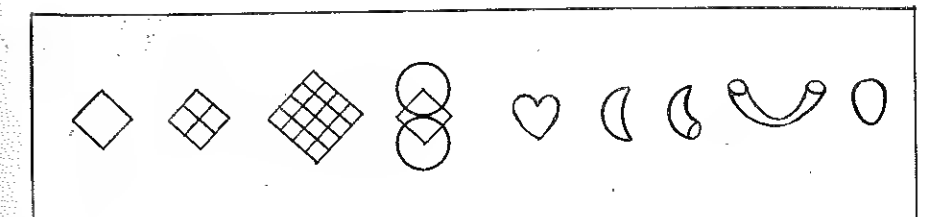
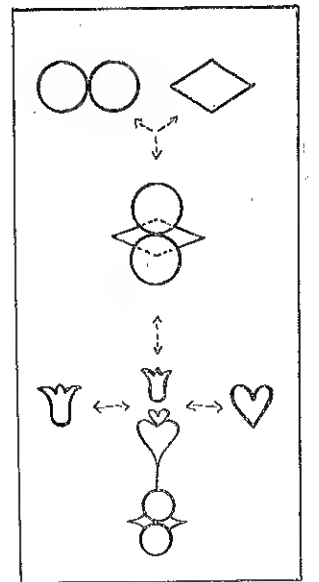


Abbildung 12 (oben). Die in den Bretttaufschnitten wiederkehrenden Sonnenzeichen. — Abbildung 13 (rechts). „Grundbarteilszeichen“ in Giebelanschnitten. — Abbildung 14 (unten). „Fruchtbarkeitszeichen“ in Bretttaufschnitten.



Balkenwerk der Häuser nachzuweisen sind. Es ist klar, daß diese Verknüpfungen aus technischen Gründen nur sehr schwer als Bretttauschschnitt herzustellen sind und im wesentlichen nur der äußere Umriss wiedergegeben werden kann. Es bleibt daher in vielen Fällen zweifelhaft, ob ein derartiges Abwehrzeichen dargestellt werden soll oder ob es sich um Spielformen anderer Ausschnittgruppen handelt. Als sicher zur Gruppe der Abwehrzeichen gehörig kann der Fünfstern betrachtet werden, der besonders im östlichen Holstein nicht gerade selten anzutreffen ist. Auch verschiedene Abwandlungen des Dreiblattes können auf derartige Verschlingungen zurückgeführt werden, während es beim Vierblatt außerordentlich zweifelhaft ist, ob hier eine Verknüpfung darzustellen beabsichtigt war oder ob nur eine Umformung des Malkreuzes vorliegt. Die Seltenheit der Anwendung der beiden zuletzt genannten Zeichen beweist jedenfalls die geringe Bedeutung, die ihnen gegenüber anderen zugemessen wurde.

Aus der bisher durchgeführten Gruppierung ergibt sich, daß die Bretttauschschnitte und Giebelöffnungen unserer Bauernhäuser sich durchaus nicht in ihrer äußeren Form erschöpfen, sondern einen weitreichenden Sinnbildgehalt verraten. Mit jeder Ausdehnung einer Untersuchung auf der Grundlage einer umfassenden Bestandsaufnahme der vorhandenen Ausschnittformen und ihrer oben durchgeführten Gruppierung wird dieser Grundzug stärker und stärker in Erscheinung treten müssen und so helfen, ein bisher vernachlässigtes und nur mangelhaft erforschtes Gebiet volkskundlicher Überlieferung zu nutzen, das wertvolle Ergebnisse für die Frage der Zusammenhänge des germanischen Sinnbildgutes mit unserer Gegenwart birgt.

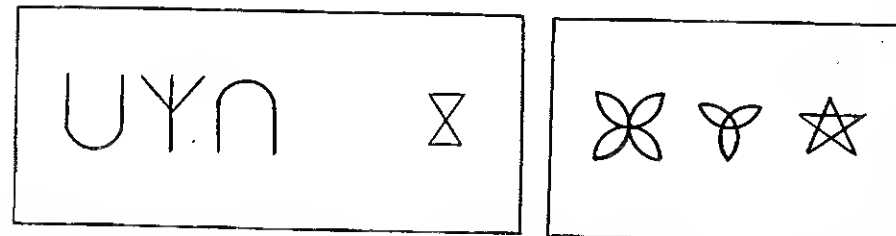


Abbildung 15 (links). „Verknüpfungszeichen“ in Bretttauschschnitten. — Abbildung 16 (rechts). „Abwehrzeichen“ in Bretttauschschnitten.

Gehorsam / Vom Sinn des Soldatentums.

Aus der Ableitung des Krieges von einer höheren sittlichen Aufgabe entsteht erst die Berechtigung zum Befehlen und die Pflicht zum Gehorchen. Niemand hat von sich aus das Recht, zu befehlen, daß ein anderer kämpft und stirbt. Herr über Leben und Tod ist der Befehlende, und das kann er nicht sein aus eigenem Recht, sondern nur aus dem Recht sittlicher Begründung. Befehlen im Kriege ist ein weisheitsvolles Tun. So erklärt sich die soldatische Auffassung von der Unbedingtheit, ja geradezu von der Heiligkeit des militärischen Gehorsams.

General von Rabenau.

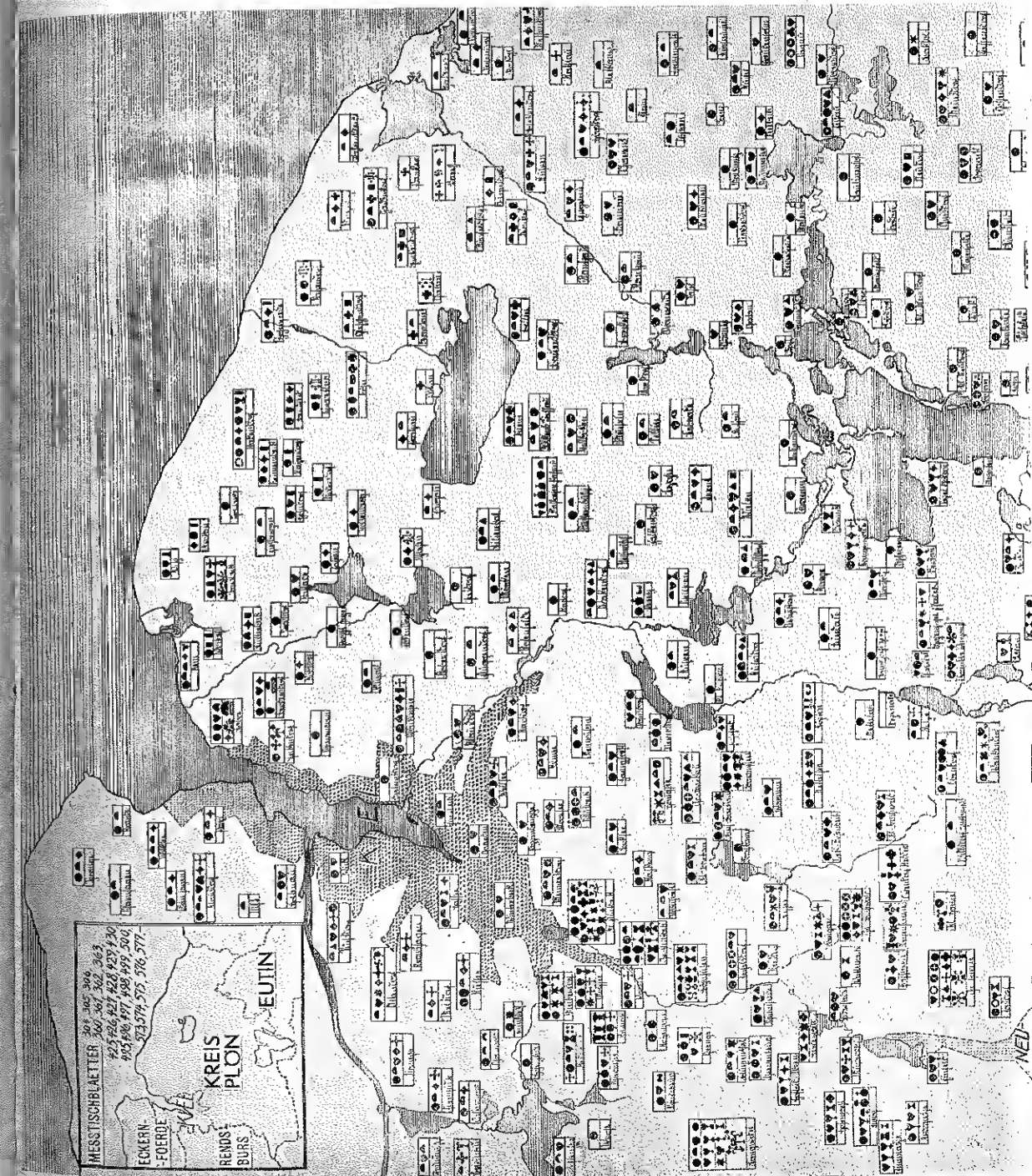


Abbildung 17. Verbreitungskarte der Bretttauschschnitt-Formen in Holstein.

Ph. v. Lützemburg: Die Stufenpyramide in Südamerika

Als ich J. D. Plasmanns Aufsatz über die Stufenpyramiden, Germanien, 1941, S. 100-109, las, erinnerte ich mich, über ähnliche Pyramiden im iberischen Schrifttum, besonders aber in dem über Brasilien, einige Angaben getroffen zu haben. Zudem fand ich bei der Durchsicht meiner seinerzeit in Brasilien gemachten Aufnahmen, auch besonders solchen an der Küste und auch im Innern Brasiliens, eine Anzahl, die zufällig solche Stufenkreuze zeigten.

Zur Geschichte dieser Stufenpyramiden ist folgendes bekannt:

Bei der Gründung neuer Städte, an deren Stelle früher gewöhnliche Siedlungen von Weißen waren, zu denen später Indianer herangeholt wurden, um damit diese Siedlungen mehr zu bevölkern, wurde diesen Städten der erste Beamtenstab zugeteilt. Dieser setzte sich zusammen aus dem vom Gouverneur ernannten „Indianerdirektor“, dem Richter (Duvidor), dem Steuer- oder Zollbeamten (Provedor) und einer Militärbehörde (Unterleutnant einer Festung oder Millizhauptmann). Als erstes sichtbares Zeichen des Gerichtsbanns dieses neuerstandenen Ortes, der aus einer ungeordneten Ansammlung von rohen mit Palmblättern gedeckten Häusern bestand, wurde vor der richterlichen Wohnung oder dem Stadthaus (Casa da Câmara) das „Pelourinho“ oder die Gerichtssäule gesetzt. Diese Säule bestand aus einem tief in die Erde eingelassenen Baumstamm, der mit eisernen Ringen versehen war. Mit der Zeit und der Entwicklung des Ortes wurde diese hölzerne Säule später durch eine steinerner ersetzt, die oft kunstvoll geziert und auf einen dreistufigen Sockel gesetzt wurde. Dieses Zeichen der Gerichtsbarkeit war auch zugleich der Richtplatz, an welchem die Verurteilten festgeschnürt wurden und im Beisein der Bewohner ihre Strafe verbüßen mußten. Meist handelte es sich dabei um öffentliche Auspeitschungen bei geringen Vergehen, und um Todesstrafe durch den Strang bei schweren Verbrechen.

Diese Gerichtssäulen hatten auf Meterhöhe schwere eiserne Ringe, an denen die Verurteilten festgebunden wurden, weiter oben waren andere Eisenringe angebracht, durch welche die Galgenschlinge gezogen wurde; außerdem saßen dort nach oben gekrümmte Haken, an welchen die Köpfe der Verurteilten aufgespießt wurden. Die Spitze der Säule trug eine eiserne Kugel mit den Hohlsabzeichen des Königs von Portugal. Das Ganze erhob sich stets auf einer dreistufigen Pyramide. Die beigegebene und höchst seltene Abbildung eines solchen Pelourinhos fand ich in dem Buche: „Rio de Janeiro zur Zeit der Vizekönige (1763-1808)“ von Luiz Edmundo, 1932 (Abb. 1).

In Brasilien gehen die Nachrichten von solchen Richtsäulen bis 1558 zurück. In einem Brief des damaligen Gouverneurs von Rio de Janeiro, Mem de Sá, an den König meldet dieser: Er hätte nun in der eben gegründeten Stadt auch ein Pelourinho errichtet, worüber sich die Indianer und Neger sehr gefreut hätten, welche übrigens die Strafen weit besser und würdiger ertrügen als wir selbst. – Als dann die städtische und die Gerichtsverwaltung, die zur Kolonialzeit infolge der großen Entfernungen vom Sitz der Zentralgewalt ziemlich unabhängig war, mehr und mehr vom Sitz des Gouverneurs aus überwacht werden und von diesem aus geleitet werden konnte, verschwanden die Richtsäulen aus den Städten. Da sie aber immer auf dem Stadtplatz und stets in der Nähe der Hauptkirche standen, so war es natürlich, daß sich die Kirche der alten Sockel und Stufenpyramiden bediente, um auf ihnen das Missionskreuz zu errichten. Deshalb findet man auf den Reisen durch das Innere des Landes an jedem früheren Ort, oder auch zuweilen an Stellen, wo früher eine der längst verlassenen „Villas“ stand, mächtige Kreuze auf oft klobig, aber stets dreistufig erbauten Sockeln. Der strenggläubige, in seiner Religion aber schlecht unterrichtete Brasilianer des Innern legt oft auf seinen großen Wanderungen sog. „Bußsteine“ von beträchtlichem Gewicht auf die Stufen dieser Kreuze, um dadurch Regen für seine Pflanzen, eine glückliche Beendigung seiner



Abbildung 1. „Pelourinho“ oder Richtsäule in Rio de Janeiro aus dem 18. Jahrhundert. Nach einer Holzschnittzeichnung in Luiz Edmundo, Rio de Janeiro zur Zeit der Vizekönige. Rio de Janeiro, 1932. S. 523.

schwierigen Kanofahrt, oder selbst einen glücklichen Ausgang eines heimlichen lokalpolitischen Machekritik vom Himmel zu erlangen. Diese katholisch-afrikanische Mischreligion hat sich besonders in den von geflüchteten Sklaven gebildeten Mocambo-Dörfern herangebildet. Solche Bußsteine sind auf den Stufen der Pyramide auf Abb. 5 niedergelegt. Luiz Edmundo weist

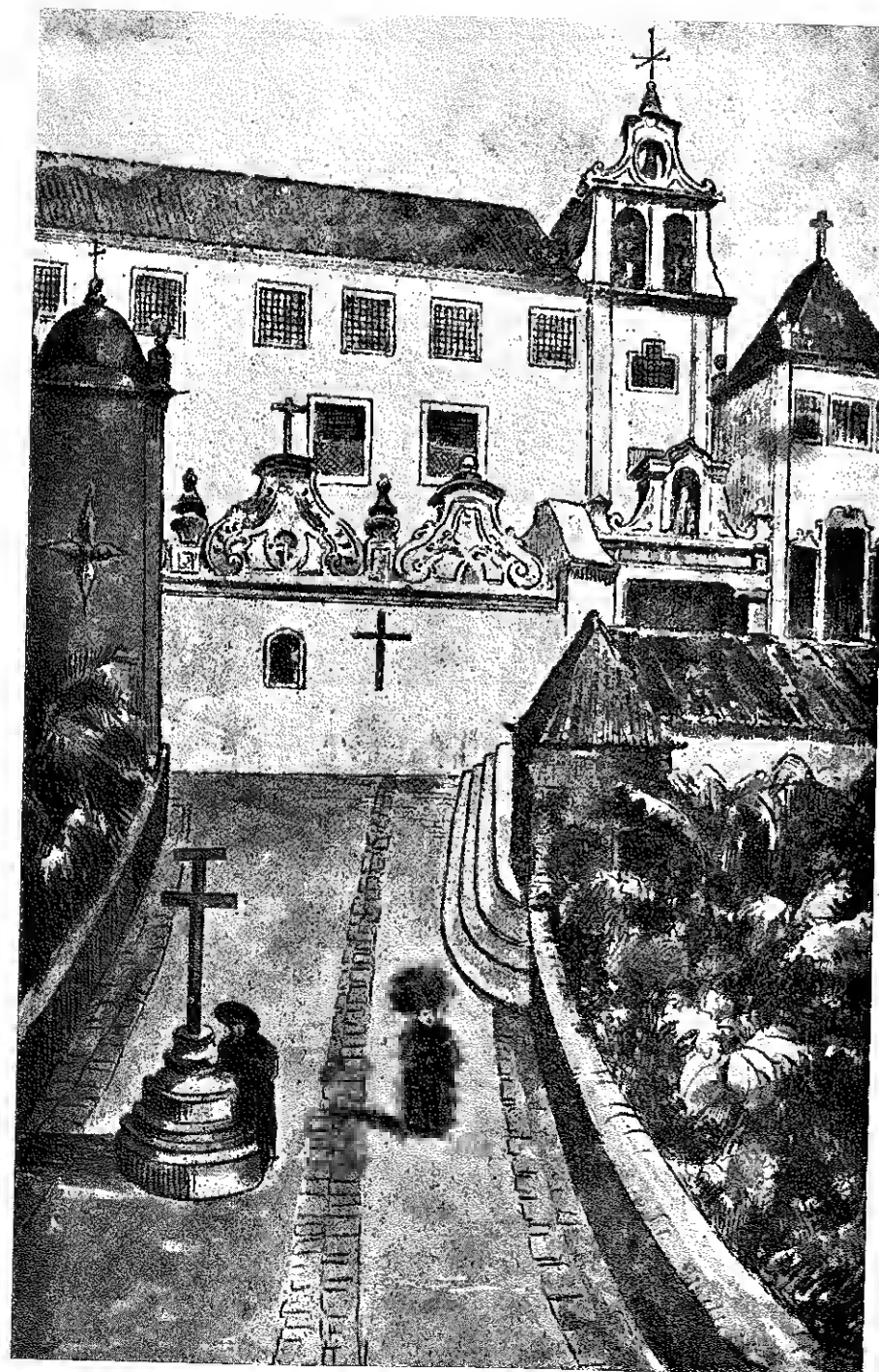


Abbildung 2 (links nebenstehend). Konvent von S. Anton in Rio de Janeiro mit Mönchen in der alten Kolonialtracht. Auf der nach der Mitte zu geneigten Straße ein Stufenkreuz. Ende des 18. Jahrhunderts. Aus Luiz Edmundo, Rio de Janeiro zur Zeit der Majestät. Rio de Janeiro 1932. – Abbildung 3 (oben). Stadt Paraty des gleichnamigen Staates. Mächtige Stufenpyramide mit Kreuz. Das Kreuz ist weit jüngeren Datums als der Hofgel. Die Stadt wurde im 16. Jahrhundert gegründet.



Abbildung 4. Kirche von Pombal im Staat Parahyba. Rechts vom Stufenkreuz stand das alte, später abgebrochene Stadthaus.

bei seiner Beschreibung der Pelourinhos auf den Zusammenhang mit den „moenia romana“ hin, die zu Caesars Zeiten in Gallien eingeführt sein sollen (?) und erwähnt auch ein Schriftstück in der Pariser Nationalbibliothek, das die berühmte Nichtsäule der „halles“ schildert. Handelsmann in seiner Geschichte von Brasilien erinnert an die Molandsäulen der norddeutschen Städte und an den „Gog oder Magog“ im Stadthaus Londons. In den alten spanischen Handschriften wird von den Portugiesen als „los Godos“ (den Goten) gesprochen. Sollte auf diesen Wegen eine Beziehung zu den Nichtsäulen im germanischen Raume herzustellen sein?

Anmerkung: Die Verbreitung der Stufenkrenze bis über das romanisch besiedelte Amerika und ihre Verbindung mit der rechtlichen Begründung einer städtischen und richterlichen Amtsgewalt gibt uns vielleicht einen Hinweis darauf, wie in Europa ursprünglich die Stufenpyramiden zustande gekommen sind. Das Kreuz ist ja überall erst eine spätere Zutat. Besonders aufschlußreich ist der Brauch, auf die Stufenpyramide noch später mit einer bestimmten Absicht Steine zu legen. Wenn wir daran denken, daß nach Herbert Meyers wohl begründeter Annahme die Stufenpyramide aus dem Steinhäufen entstanden ist, der ursprünglich Grab- und Gerichtszeichen war; wenn wir ferner an die zahlreichen Belege dafür denken, daß solche Steinhäufen allmählich von den Vorbeigehenden aufgestürzt wurden, so erscheint der brasilianische Brauch als letzter Nachklang eines uralten Brauchtums. Die Verbindung mit der portugiesischen Staatsgewalt läßt mit Sicherheit erkennen, daß die Stufenpyramide aus Portugal nach Amerika mitgebracht worden ist. Ob sie dort und in der Bretagne seit der Megalithzeit heimisch, oder ob sie erst von den Germanen eingeführt ist, das wird durch dieses sonst so aufschlußreiche Zeugnis auch nicht entschieden. Möglicherweise ist gotischer Ursprung; wenn die Portugiesen ausdrücklich als „die Goten“ bezeichnet werden, so scheint bei ihnen noch ein stärkerer gotischer Einschlag vorhanden gewesen zu sein als bei den Spaniern.



Abbildung 5 (oben). Teil des alten Städtchens Minas do Rio das Contas im Diamantengebiet des Staates Bahia mit einem rohen Stufenkreuz, auf dessen Stufen Bußsteine niedergelegt sind. — Abbildung 6 (unten). Alte Kirche des ehemaligen Klosters Carmo in Pernambuco. Davor das auf drei Stufen errichtete Missionkreuz.



Erwecker der Vorzeit

Edmund Weber. Unser langjähriger Mitarbeiter, Studienrat i. N. Edmund Weber in Spandau, feiert am 3. Juli seinen 70. Geburtstag. In Schneidemühl als Sproß einer alten ostdeutschen Bauernfamilie geboren, verlebte er seine Kindheit in Königs-Wusterhausen. Hier wie auch in Berlin, wo er das Gymnasium zum Grauen Kloster besuchte, empfing er starke und bestimmende Eindrücke von der preussischen Geschichte, die er immer unter dem größeren Gesichtswinkel der deutschen Geschichte gesehen hat. Während seiner Universitätszeit in Berlin und Halle, wo er die sogenannten neueren Sprachen und Latein studierte, ging sein persönlicher Hang noch weit mehr nach kulturkundlichem Wissen, das ihm mehr und mehr als ein unerläßliches Mittelzeug für den völkischen Kampf erschien, zu dem ihn seine deutsche Bestimmung drängte. Wie so mancher völkische Gelehrte, so ist auch Edmund Weber durch die Wandervogelbewegung zuerst in den Strom der tätigen Volkstumsarbeit hineingerissen worden. Nicht als Jugendlerner, sondern als erwachsener Mann und Lehrer kam er zu ihr, und er war von der Schule, der Freiherr-vom-Stein-Schule in Spandau, wo er seit 1906 wirkte, zum Führer und Förderer der Jugendbewegung bestimmt. Die Bewegung zu Volkstum und Heimat führte ihn mit Notwendigkeit weiter in die Politik; wie jedem einsichtigen Deutschen war ihm die Unvermeidlichkeit des großen deutschen Lebenskampfes seit langem klar geworden. So arbeitete er im Alldeutschen Verband, im Ostmarkenverein, im Verein für das Deutschtum im Ausland und im Behrverein – lauter Namen, die mit den Burzen der nationalen Bewegung untrennbar verbunden sind. Seit 1908 hat Edmund Weber in Gedichten, Aufsätzen und Vorträgen die Ziele der völkischen Jugendbewegung und der nationalen Organisationen vertreten. 1913 erschien das Gedicht „Heidensinn und Heldentrost“, 1914 eine kulturgeschichtliche Erzählung „In des Reiches Acht“, die Arnulf den Gächeten, eine deutsche Heldengestalt, behandelt. Im Weltkrieg, in den sein achtzehnjähriger

Sohn als Kriegsfreiwilliger hinauszog, schrieb Weber eine große Anzahl von Gedichten für Heereszeitungen; sie behandeln durchweg die Zeit der deutschen Ostfeldzug. Im letzten Kriegsjahr hielt er als Pionier-Landsturmmann selbst Vorträge vor der Truppe über den Sinn des deutschen Kampfes. Das schmachvolle Ende des Krieges erhöhte seine Tätigkeit für eine deutsche Wiedergeburt. Er sah ein, daß eine Rückbesinnung auf unsere germanische Vorzeit die Grundlage alles deutschen Denkens und Handelns sei; und so kamen zu seinen zahlreichen Gedichten, Aufsätzen und Reden für die deutsche Wiedergeburt seit 1925 zahlreiche germanienkundliche Aufsätze für wissenschaftliche und erzieherische Fachblätter und für allgemein bildende Zeitschriften. Zwei Kurzgeschichten, „Die Wildgruben von Ziemerwerder“ und „Das Königsgrab von Seddin“, führen den Leser in die altdenische Vorzeit ein. 1926 erschien im Verlage Quelle und Meyer, Leipzig, die erläuterte Quellensammlung „Die Religion der alten Deutschen“, deren zweite Auflage 1932 herauskam. „Das erste germanische Christentum“ (1934) und „Um Germanenlehre“ (1937) führten seine Arbeiten zur germanischen Glaubenskunde fort. Viele Einzelveröffentlichungen, von denen ein großer Teil in „Germanien“ erscheinen ist, behandeln auch das Gebiet der Runenkunde. Eine Frucht dieser Arbeiten wird die in Vorbereitung befindliche „Kleine Runenkunde“ sein. „Meine Schüler zur bewußten Deutschtum zu erziehen und auch den Erwachsenen den Sinn dafür zu wecken, ist mir als die vom Schicksal auferlegte Pflicht erschienen. Was diesem Ziele dienen konnte, suchte ich zu fördern, was ihm hinderlich war, habe ich an meinem Teile bekämpft.“ So sagt Edmund Weber von sich selbst. Er gehörte daher auch zu den ersten, die mit Wilhelm Teudt und den Freunden germanischer Vorgeschichte unsere germanienkundlichen Erkenntnisse und unser germanisches Wollen in breitere Kreise trugen. Der Ruhestand, in dem Edmund Weber seit 1933 lebt, hat seine lebende und belebende Tätigkeit nicht beendet, sondern ihm die Ruhe für weitere Arbeiten gegeben, deren Ergebnisse wir unseren Lesern noch oft und auf lange hinaus vorlegen zu können hoffen. Plasmann.

Aus der Forschung

Zur Runenforschung 1938–1939. Die Rune des Kriegsgottes beherrscht die Zeit. Die angelsächsische Mißachtung aller völkerechtlichen Vereinbarungen hat nicht nur den Warenverkehr auf den Weltmeeren unterbunden, sondern bewußt auch die geistigen Fäden zerschnitten, die die Völker und Erdteile miteinander verknüpfen. Diese Willkür hat dahin geführt, daß die Staaten und Völker Europas sich ihrer geistigen Schicksalsgemeinschaft stärker bewußt geworden sind. Es ist wohl als ein Zeichen dieser zwischen-völkischen wissenschaftlichen Notgemeinschaft zu bewerten, daß der bisher stets in englischer Sprache gebrachte Jahresbericht über die Runenforschung der in Kopenhagen erscheinenden Acta Philologica Scandinavica des Heftes 3–4 des Jahrgangs 14 diesmal auf deutsch gegeben ist. Im folgenden sei zunächst an seiner Hand in Auswahl eine Übersicht über die Neuveröffentlichungen in deutscher Sprache von Mitte 1938–39 gegeben. Wie schon im Heft 7/1940 von „Germanien“ mitgeteilt worden ist, haben J. Altheim und E. Trautmann in dem Buch „Zum Ursprung der Runen“ (Frankfurt a. M. 1939) die Ansicht vertreten, das norditalische Alphabet, mit eingesprengten lateinischen Buchstaben, genüge nicht, um den Ursprung des Runen zu erklären; eine gewisse Anzahl von Runen finde in jenem Alphabet schon rein schriftgeschichtlich kein Vorbild; außerdem werde ja jede Rune in doppeltem Sinne verwendet: als Lautzeichen und als Sinnbild, das norditalische Alphabet aber enthalte nur Lautzeichen, nie Sinnbilder. Die Verfasser sind daher überzeugt, daß eine größere Anzahl von Runen auf Sinnbilder zurückzuführen ist. Sie fassen ihre Untersuchungen so zusammen: wie die Felsbildkunst der Val Camonica in den Alpen, so ist auch ihre Sinnbildschrift nordischen Ursprungs; ein überkommenes nordisches Erbe wurde von den Kimbern aufgegriffen und gestaltet. Zu diesem Werke hat Arthur Nordén in „Berichte zur Runenforschung I“, 1939, S. 25–34, Stellung genommen. Er urteilt,

daß die Übereinstimmung zwischen den Bildmotiven der italischen und der nordischen Felszeichnungen, auf die sich die Verfasser stützen, schwerlich so häufig und inhaltlich so bindend seien, wie die Verfasser darzulegen suchen. Konstantin Reichardt hat in der von Hermann Schneider-Tübingen herausgegebenen „Germanischen Altertumskunde“ (München, 1938, S. 431–450) eine Behandlung der Namen der Runen geboten. Zum Ursprung der Runen urteilt er: „Die Vorlage des Runenalphabets war eines der norditalischen Alphabete. ... Seit der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr. führt von der Ostschweiz eine Kulturstraße nach dem Norden. Die Kimbern können die Schöpfer, die Markomannen die wesentlichen Vermittler der Runen gewesen sein.“ Die Arbeit schließt mit folgenden Ausführungen: „Behen wir davon aus, daß die Runenschrift überhaupt in Nachahmung der südeuropäischen Gipslosgelieten geschaffen wurde, so könnte sich hieraus sowohl der prosaische wie der religiöse Gebrauch der Schrift erklären, und die in größerer Nähe zur südeuropäischen Schriftkultur lebenden Germanen hätten solche doppelte Verwendung auf Grund des dauernden Einflusses der fremden Gebräuche durchführen können. Andererseits jedoch, und das erscheint wahrscheinlicher, kann das Runenalphabet von Beginn an als Schrift zu religiösen Zwecken, nur für eine Minderheit von Kennern bestimmt, geschaffen worden sein, und die Entwicklung zu einer Gebrauchsschrift wäre dann erst später, im wesentlichen beim nahen Zusammenleben mit schriftkundigen Völkern vor sich gegangen. Die Belege für Runenverwendung für die Gebrauchsschrift sind im übrigen äußerst gering an Zahl. Ganz und gar abzuweisen ist die Meinung, daß die verhältnismäßig gute Überlieferung altnordischer poetischer Denkmäler sich daraus erkläre, daß diese Denkmäler in älterer Zeit in Runen ausgezeichnet worden seien. Die neueren Untersuchungen der mündlichen Überlieferung bei den Völkern haben ergeben, daß die Erhaltung von Liedern und Gedichten über etwa drei Jahrhunderte in mündlicher Überlieferung durchaus kein Wunder darstellt, sondern einen recht üblichen Vorgang.“ In dem „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“ (1938, S. 145–151) hat Her-

mann Harder unter „Die Formverflechtung der Runen“ den Gestaltwandel der Runen im Laufe ihrer tausendjährigen Entwicklung untersucht und festgestellt, daß das Bestreben der Runenbildner darauf gerichtet war, möglichst jede Rune auf einen einzigen Hauptstab zu bringen. Er hätte dieses Formstreben gern „Stabung“ genannt, mußte aber davon absehen, da Stabung sich bereits als Eindeutigung von Alliteration (Stabreim) eingebürgert hat; daher hat er es als „Stielung“ der Runen bezeichnet. Den inneren Grund für diesen Drang nach einem Hauptstab sieht Harder in einem Wesenszug des germanischen Selbstgefühls und urteilt: „Die Runenwissenschaft der Gegenwart spricht von Haupt- und Kennstäben (Grund- und Beistäben). Ursprünglich aber bezeichnet der in allen germanischen Sprachen zu findende Wortstamm „Stab“ in der Beziehung auf das Runenzeichen wohl den Grundstab. Er fällt in die Augen, ragt auf wie ein Stab, der in den Boden gepflanzt ist. Dieser Anblick muß dem germanischen Gefühl gefallen haben, denn der aufgepflanzte Stab ist der germanischen Religion ein verehrungswürdiges Zeichen, von den Holzpfählen der Steinzeit bis zur sächsischen Jeminsul und zu den „Stabgärten“, vor denen die Wikingen sich verneigten.“ Dvar Lindquist hat in der Zeitschrift „Göteborgs och Bohusläns fornminnesförening“, 1939, S. 140–141, eine im Jahre 1929 gefundene Steinart mit den Runen i a m s, die er als Wesensfall des Mannesnamens Jamar deutet, behandelt. Er setzt die Inschrift in die Zeit um 1000 n. Chr.; sie kann aber auch jünger sein. Für wissbegierige Runenfreunde, die auf solche Steinbeile mit Runen aufmerksam geworden sind, sei erwähnt, daß Arthur Norden im „Arkiv för nordiskt filologi“, 1937, S. 185 ff., eine Reihe von dergleichen Steinarten behandelt hat; er setzt sie in die Zeit der gewollten Wiederbelebung der Runen im sechzehnten Jahrhundert. Eine auf sorgsamster Prüfung der Funde und bedächtig abwägender Deutung der Inschriften aufgebaute Zusammenfassung der neuesten Forschungsergebnisse ist das Buch von Sigurd Egerle: „Kannten die vorchristlichen Germanen Runenzauber?“ Der Verfasser bejaht seine Frage, betont aber, daß nicht alles und jedes, was in Runen geschrieben

worden ist, darum schon magisch ist. Eigen- und neuartig ist, daß Egerle die Aufschriften nach dem Werkstoff (Stein, Metall, Knochen, Holz, Ton) eingeteilt hat. Er kommt zu dem Schlusse, daß bestimmte Arten von Runenzauber an bestimmte Werkstoffe gebunden sind, z. B. Grabzauber an den Grabstein, Amulettzauber an Schmuckstücke usw. Er urteilt, daß der Wetterzauber, der eine gute Ernte bezweckte, sich des Steines, also eines Bestandes der Erde bediente, während der Liebeszauber, der auf die Fruchtbarkeit von Lebewesen anging, Knochen und Bein bevorzugte. Die Anmerkungen bei Egerle bringen viel Wichtiges bei. So erklärt er den Neufenster von Phöben (Havel), die Knochenfunde in der Unterwerfer sowie die Spange von Kärlich für neuzeltliche Fälschungen und so zweifelt er an der Echtheit der friesischen Holzfunde aus den Burten. Die Deutung von Zeichen auf einem Steinplättchen und einer Holztafel, die beide in Halthabu gefunden worden sind, als Runen lehnt er ab. Ebenso spricht er dem Ziegel von Lehnin, dem Grapensfuß von Liepe auf Ilseodon und dem Tonköpfchen von Hinterpommern jede Verwendbarkeit für das Runenwesen ab. In keinem unmittelbaren Zusammenhang mit der Runenschrift steht ein Buch, das 1939 in Berlin erschienen ist: Otto Ruppel „Die Hausmarke“. Aber da die Hausmarkenforschung zur Rettung und Sammlung ihrer letzten Überbleibsel jede Förderung verdient, sei hier des Werkes gedacht. Der Verfasser unternimmt es, das von Homeyer 1871 meisterhaft bearbeitete Forschungsgebiet zu erweitern, indem er es von der religiösen Seite her anfaßt. Er scheidet die Haus- und Hofmarken von den Viehmarken, die noch heute auf Island und in den Ostalpen den Tieren in die Ohren geschnitten werden, und ebenso will er die Hausmarken von den Hofmarken gesondert wissen. Er sieht in den Hausmarken ursprüngliche Sippenzeichen: „Die Hausmarke in ihrer Urgehalt ist Symbol der Sippe des Urarhs, die Hausmarke als abgewandeltes Zeichen das Symbol des „Hauses“ als einer Untergliederung der Sippe und – weil in dem abgewandelten Zeichen das Urzeichen mit enthalten war – immer zugleich das Symbol der Sippe und des Urarhs.“

Edmund Weber



Abbildung 1. Holzgeschnitzte Bienensköde in Hölzel (Schles.). Ehepaar aus einem Stamm und Wago. Aufnahme Wiedermann.

Aus der Landschaft

Volkstümlichkeit an alten Bienensköden. Im bäuerlichen Gerät sind manche sehr alte Überlieferungen erhalten geblieben, die bis zu den Wurzeln deutschen Volkstums zurückreichen. In einsamen Bergtälern, abseits vom breiten Wanderwege finden wir jene holzgeschnitzten und farbig bemalten Bienensköde, die als „Kloßbeuten“ bekannt sind. Schlesien besitzt in den 20 Stöcken des Dorfes Hölzel (Kreis Löwenberg) einen besonderen Schatz dieser Art. Es ist kein Zufall, daß diese geschnitzten Kloßbeuten im Berglande zu finden sind. Was der Bauer in langen Winternächten ersann, das schnitzte er gern in das weiche Holz. All seine wunderlichen Gedanken um Gott und die Welt fanden ihren Niederschlag in der bäuerlichen Kunst.

Beim Betrachten dieser seltsamen Figurensköde drängt sich uns die Frage auf, was wohl die damaligen Besitzer veranlaßt haben mag, solche sonderbare Formen zu wählen. Später war es wohl die Barockkunst, die mit ihrem Reichtum an grotesken, phantastischen Kunstwerken diese Darstellungen beeinflusste. Aber im Mittelalter waren diese Kloßbeuten viel häufiger zu finden. Die Imkerei nahm damals eine besonders geachtete Stellung ein. Sie galt als ein „königliches Handwerk“, ihr Gerät trug die Sinnbilder des höheren Denkens. Aus dem Väterglauben stammten die alten Sinnbilder, die wohl in ältester Zeit dem Gerät als Vorbild dienten. Das Mittelalter machte sie oft zu „Dämonen“ und „bösen Geistern“, deren Wirken man abwehren wollte. Darum erhielten die Bienensköde als Schutz geschnitzte Masken. Die gleichen Gedankengänge mögen es gewesen sein, die un-

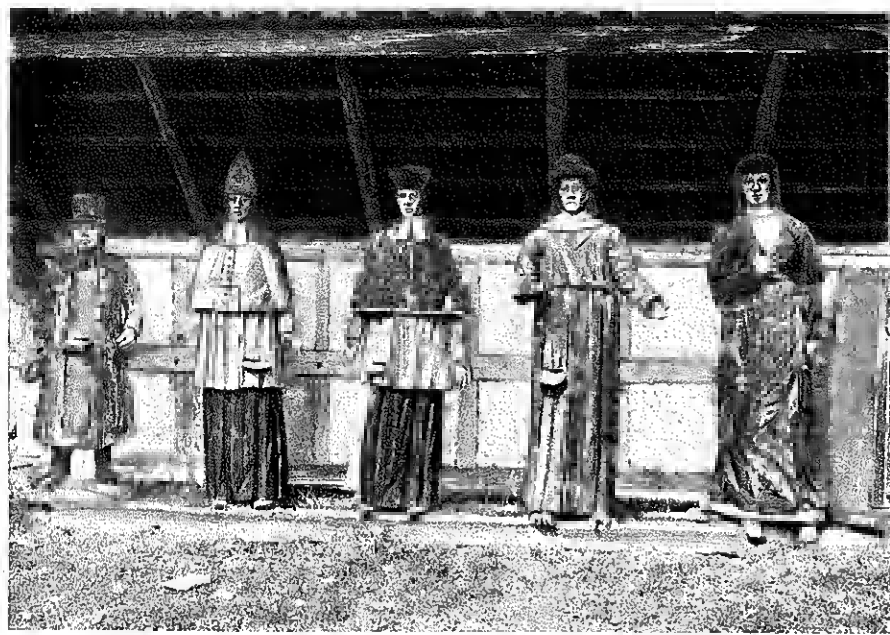


Abbildung 2. Holzgeschnitzte Bienenstöcke in Höfel (Schles.), links der „Bienenvater“. Aufnahme Wiedermann.

lere Bauern veranlaßten, solche Klobbenten in Tiergestalt zu schnitzen; so entstanden Löwen und Bären, Hunde und Igel. In späterer Zeit wurden Darstellungen des Heidentums gewählt, Türken und Mohren, die gleichfalls der Abwehr böser Geister dienen sollten.

In der Gestaltung brachte die Barockkunst, die unterm Einfluß der Gegenreformation stand, einen völligen Wandel. Kirchliche Motive drängten in den Vordergrund, es entstanden Figuren der Äbte und Bischöfe, der Heiligen und der Figuren des Alten Testaments. Auch der Gutsheer wurde dargestellt, Soldatenfiguren entstanden; die bunte Vielfalt des Barock gab den Klobbenten ein reizvolles Kleid. Einer der Figurenstöcke von Höfel zeigt auch den Bienenvater, Oberschaar mit Namen, der sich, im steifen Hut und mit seinem „Gottesstischrock“, darstellen ließ. Die Schnitzkunst und mehr noch die farbige Gestaltung, läßt keinen Zweifel aufkommen, daß jene Schnitzwerke dem Kunstkreis der Klosterschulen jenes Landes angehören.

Alle diese Figuren sind aus Holz geschnitzt

und ausgehöhlt. Sie sind farbig bemalt und zeigen selbst heute, mit den Spuren des Verfalls noch an, daß sie einst sorgfältig betreut und mit Liebe gepflegt worden sind. Ihre Herstellung ist wohl in zwei Gruppen und verschiedenen Werkstätten erfolgt. Ein Teil der Stöcke gehört der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts an, die anderen mögen um das Jahr 1720 entstanden sein. J. Wiedermann

Ein Stufenbaum im Lipper Lande? Beim Durchstreifen des Landes Lippe fand ich im Dorfe Reetlicchen (Kr. Detmold) neben der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbauten Elboriuskirche eine riesige Linde, deren untere Äste sich weit hin ausstrecken, deren Krone sich jedoch vom Kranz der unteren Belaubung deutlich abhebt. Der Baum macht unzweifelhaft den Eindruck, als wenn er früher beschnitten oder geleitet worden sei. Ich habe daher versucht, Hinweise auf eine mögliche besondere Bedeutung des Baumes zu finden.

Betrachtet man die Kirche 1231 bereits als „Kirchspiel“-Kirche genannt wird;



Die Linde von Reetlicchen. Aufnahme Weigel.

wie die Volksüberlieferung auch heute noch berichtet, daß die großen, seitwärts nach außen stehenden Äste gewissermaßen als Schutzhole der zur Kirchengemeinde gehörenden Dörfer gälten. Es hatte also jedes Dorf seinen Ast, ja, es soll sogar jeder Ast auf ein solches Dorf gerichtet sein. Der Volksmund nennt die schöne Linde natürlich eine „tausendjährige Linde“, doch wollen die Sachverständigen ihr ein so hohes Alter nicht zusprechen. Endlich dürfte von Wichtigkeit sein, daß festher das „Hegenausstreiben“ am 1. Mai von diesem Baume seinen Ausgang nahm. Die Hegen sollen in den hohlen Räumen der Seitenäste gelegen haben.

Viel ist es nicht, was sich an Wissen über die Bedeutung der Linde erhalten hat. Das Wenige aber zeigt, daß der Baum in der Vorstellungswelt der Bauern eine Bedeutung gehabt hat, die der sonst bekannter Stufenbäume gleicht. Jedenfalls gibt aber die Form neben den eindeutigen Volksüberlieferungen darüber Aufschluß, daß dieser Baum einmal der Mittelpunkt bestimmter Feste und gewissen Glaubens gewesen ist. K. Th. Weigel

Die Bücherwaage

Erich Keyser: Geschichte des deutschen Reiches. Zweite, vermehrte Auflage. 1940. S. Hirzel, Leipzig. Kart. DM. 4.-, Leinen DM. 5.30. Im August-Heft 1940 dieser Zeitschrift wurde das obige Buch, Erich Keyser's, das in erster Auflage kurz nach Ausbruch des Krieges erschienen ist, angezeigt und empfehlend darauf hingewiesen.

Wir begrüßen es, daß nach so kurzer Zeit eine Neuauflage notwendig wurde. In dieser zweiten, vermehrten Auflage konnte der Verfasser darauf verzichten, die deutschen Forderungen auf Rückkehr des Reichslandes zu begründen; denn inzwischen war durch die Waffentaten unserer Wehrmacht das Unrecht von Versailles in diesem Gebiete beseitigt und das Reichsland in den Bereich Großdeutschlands zurückgeführt. Dagegen ist ein Kapitel über die politische und militärische Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Polen hinzugefügt und die Darstellung bis fast an die Gegenwart fortgeführt. Bei der Darstellung dieses Zeitraumes stütze sich der Verfasser vor allem auf die Äußerungen des „Mittelalters“ (Weißbücher), die Berichte des DRW. und eigene Erfahrungen. Ein Namen- und Sachverzeichnis, verschiedene neue Karten und Bilder, sowie eine kurze Literaturübersicht sind neu hinzugekommen und erhöhen die Anschaulichkeit und praktische Verwendbarkeit des Buches. Auch dieser zweiten vermehrten Auflage wünschen wir weiteste Verbreitung. H. Köppler

Friedrich Schmidt: Das Reich als Aufgabe. Nordland-Bücherei, Bd. 16. Nordland-Verlag, Berlin 1940, 80 Seiten. DM. 1.90/1.20. Die deutsche Geschichte hat ihr besonderes Gepräge dadurch erhalten, daß im Mittelpunkt des politischen Denkens und Sehens für den deutschen Menschen stets das Reich stand. Gerade Zeiten eines geistigen Umbruches in unserer Geschichte hat die Frage nach dem Sinn des Reiches bewegt. Es ist das große Verdienst der kleinen Schrift des

Hauptschulungsleiters der NSDAP., gegenüber allen oft unklaren und verschwommenen Reichsideologien, wie sie in letzter Zeit, gerade im Bereich der katholischen Literatur aufgetaucht sind, das Reich als Aufgabe in klaren und einprägsamen Sätzen umrissen zu haben. Wenn heute das Großdeutsche Reich wie einst das mittelalterliche Deutsche Reich die Gestaltung des europäischen Raumes begonnen hat, so erwacht dieser Führungsanspruch des Reiches nicht nur aus seinen geschichtlichen Grundlagen, er erhält vor allem dadurch seine Berechtigung, daß die Idee des Nationalsozialismus die Kraft gehabt hat, die alten Ordnungen des Kontinents in ihrer geistigen Schwäche und Zeitferne zu überwinden und an ihre Stelle das Volksbewußtsein als gestaltende Macht zu setzen. An Stelle alter Bindungen haben wir heute die Jugendtreue zum eigenen Volk als die letzte und höchstwertige Verpflichtung des Einzelnen erkannt, das Volk als die gottgewollte Einheit blutsgeleiteter Menschen ist zugleich die natürliche Grundlage des Reiches; die Erhaltung und Steigerung der Volkskraft ist höchste Aufgabe des Reiches. „So ist das Reich Adolf Hitlers eine glückliche Einheit von Mensch und Raum, gebunden durch eine diesem Menschentum innerlich entsprechende Idee und geführt nach ursprünglichen geschichtlich-natürlichen Grundsätzen, die dem inneren Gesetz des deutschen Menschen gerecht werden.“

K. Jordan

Die Schleswiger Trutzhähne.

Alfred Stange: Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien. Abt. 1. Aufl. Stange Verlag, Berlin-Dahlem 1940. M. 6.80.
Willy Krogmann: Die Schleswiger Trutzhähne. Hansischer Verlagsanstalt, Hamburg 1940. M. 1.95.

Am Dom zu Schleswig waren und sind große Wiederherstellungsarbeiten im Gange. Das größte Unternehmen dabei war die Entfernung der von August Olbers Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts ausgeführten Übermalungen der Fresken im Kreuzgang, im Hallendach und im Querhaus. Nun sind alle Malereien des 13. Jh. in „wundervoller Reinheit“ wieder vor uns entstanden, und Alfred Stange, der hervorragende Kenner der frühen und altdeutschen Malerei, be-

nutzte die Gelegenheit, nicht nur sie als eine wunderbare Bereicherung der deutschen Kunst in die Öffentlichkeit einzuführen, sondern zugleich den gesamten Schleswiger Dom mit seiner wechselvollen Baugeschichte in einem Werk von außerordentlichem inneren und äußeren Range zu würdigen.

Ein Buch gibt erschöpfend Auskunft über die bisherigen Ergebnisse der Forschungen, bringt sie aber gleichzeitig einen großen Schritt weiter. Der „Granitbau“, der erste „Ziegelbau“, der erste „Gewöldebau“ werden rekonstruiert, und wo die Phantasie des Verfassers die Lücken der spärlich fließenden Quellen überbrückt (oder überspringt), ist sie doch immer gepaart mit echter historischer Einfühlung. Stange hat es verstanden, Schleswig zwischen Hattshabu und Lübeck den ihm gebührenden Rang zu begründen und zu sichern. Besonders klar hat er die Verbindungslinien der Schleswiger zu den Niederlanden herausgearbeitet.

Der zweite Teil wendet sich ausschließlich den Wandmalereien zu. Sie sind auch eine unvergleichliche Zier des Domes, und sie werden – gewissermaßen neu entdeckt – den Dom berühmt und wie Naumburg und Bamberg zu einem Wallfahrtsort der Kunstbesessenen machen. Ja, sie haben ihn schon in unverhältnismäßig kurzer Zeit berühmt gemacht, aber das verdanken sie – der Wahrheit die Ehre – dem Trutzhahn.

Der Trutzhahn ist ein ursprünglich nur in Amerika heimisches Tier, das nach den bisherigen, nie bezweiferten Forschungen der Zoologen erst in den 20er Jahren des 16. Jh. zu uns herüber gekommen ist.

Dieses Tier nun kam auch nach der Entfernung der Übermalung in einem Tierfries unter der Szene vom Kindermord des Herodes im Schwahl des Schleswiger Domes zutage, und Stange bestimmte es – und viele gingen mit ihm überein – als ein unzweifelhaftes, vollkommen einwandfreies malerisches Werk des späten 13. Jh.

Was tun? Nur die Wikinger konnten, als sie um das Jahr 1000 Neufundland und die nordamerikanischen Inseln entdeckten, den Trutzhahn eingeführt haben, wenn man nur annimmt, daß sie tatsächlich auch den nordamerikanischen Kontinent erreicht haben, worauf ja schon stets der Name „Winland“

hinzudeuten schien. Ja, streng genommen ist der Trutzhahn der beste Beweis für die letztere Annahme! Viele Winlandforscher stimmten der Hypothese zu.

Jetzt wurde die Presse aufmerksam, und die Trutzhähne des Domkreuzganges wurden berühmt. In der „Woche“, im „Hamburger Fremdenblatt“, in vielen deutschen, dänischen und norwegischen Zeitungen wurde die Entdeckung unter sensationellen Überschriften wie „Trutzhahn entthront Kolumbus“ usw. gefeiert. Der Streit der Meinungen setzte ein, Zoologen schossen gegen die Stilistik der Kunstgeschichte, die Historiker nahmen das Winlandproblem erneut energisch in Angriff. Besonders ist hier die Arbeit von Willy Krogmann (f. o.) herauszugreifen. Er zeigt auf, daß sich die Amerikasfahrten der nordischen Seeräuber tatsächlich bis ins 14. Jh. hinein erstreckten. Mehrere Quellen und eine statische Reihe von schlüssigen Beweisen konnte er für diese Tatsache sammeln. Das Trutzhahngelände berührte sich auch wirklich mit der anzunehmenden Lage von Winland. Es war auch keine Seltenheit, daß die Seefahrer Marktüten aus der Neuen Welt mit nach Hause nahmen, so ist überliefert, daß schon im 11. Jh. der deutsche Kaiser und der dänische König grönländische Eisbären als bis dahin noch nicht gesehene Seltenheit zum Geschenk erblieben. Warum sollten sie keine Trutzhähne mitgebracht haben? So war alles in bester Ordnung.

Da plötzlich meldete sich August Olbers zum Wort und bezeugte, daß er die Trutzhähne höchst eigenhändig entworfen und, der zoologischen Verhältnisse unkundig, an die Stelle eines nicht mehr erkennbaren alten Tierfrieses gesetzt hat.

Damit schien eine schöne Hoffnung für immer dahin zu sein. Die Trutzhähne von Schleswig bewiesen also doch nicht die Entdeckung Amerikas.

Aber noch gibt sich Stange nicht geschlagen, und in seinem hier besprochenen Buche erwähnt er den Brief von Olbers und „läßt die Frage offen“, bleibt aber im übrigen bei seiner Meinung.

Und man muß schon sagen, mit Recht. War nicht ein ähnlicher Fall schon dagewesen? Vergleiche z. B. die Flora-Bachbüste Leonardos da Vinci im Kaiser-Friedrich-Museum, Ber-

lin! Auch hier meldete sich ein moderner Künstler, ein englischer Bildhauer, ein Restaurator und elender Kopist, und gab sich (fälschlich) als Schöpfer des berühmten Werkes aus. Und Willy v. Bode, der bei Leonardo blieb, wurde mit den schlimmsten Schmähungen beworfen. Aber Bode und die Stilkritik siegten, und heute glauben nur noch ganz Unentwegte an den Engländer. Die stilistischen Eigenschaften, die Einlenkführung der Trutzhahnzeichnung, der Restaurationsbefund führten Stange dazu, die Aussagen Olbers' für unzuverlässig zu halten.

Fast gleichzeitig mit Stanges Schleswiger Werk erschien indessen das erwähnte Bändchen von Krogmann, und hier findet das lange Hin und Her sein Ende: Der Trutzhahn war ein Reinsfall.

Zunächst schrieb einer der letzten Augenzeugen der Olbersschen Rekonstruktion, ein Baubdirektor aus Bremen, um die Wahrheit zu bezeugen, daß er selbst gesehen hat, wie Olbers den Tierfries mit den Trutzhähnen neu entworfen hat, aber je zwei Büchse und zwei Trutzhähne einander abwechseln ließ. 1921 hat aber dann ein anderer Maler die Büchse wieder entfernt und ausschließlich Trutzhähne gegeben, acht an der Zahl, so wie wir sie heute sehen. Und Olbers sandte eine Photographie von seiner Restaurationsarbeit an Krogmann, und hier wechseln tatsächlich Büchse und Trutzhähne miteinander ab.

Das heißt aber: Die Trutzhähne sind neu. Die Stilkritik hat hier einmal versagt. Stange hat sich geirrt. Der Restaurationsbericht war wohl doch nicht so ganz zuverlässig. Das Rätsel ist endgültig gelöst.

Stange kann seinen Irrtum ruhig einsehen, ohne daß sein Buch oder sein Ruf den mindesten Schaden erleiden. Die Stilkritik hat nicht das erstemal geirrt. Sie bleibt deshalb das, was sie ist: eine methodisch einwandfreie und für die Kunstwissenschaft unübersehbar wichtige Arbeitsweise.

Und was haben wir an diesem Fall der Irrungen alles lernen können! Der Trutzhahn hat es vermocht, die breiteste Öffentlichkeit für den Schleswiger Dom zu interessieren, schon dafür sollte man ihm danken. Er hat ferner die Wikinger- und Winlandforschung ungemein belebt und zu wichtigsten Zusammenfassungen und Neuergebnissen geführt.

Viele haben überhaupt erst durch die Entdeckung der Neuen Welt vernommen. Sogar die Zoologen hatten ihre Vorurteile. Schließlich tut es sowohl der Stillstand wie der Konservatoren zuweilen not, einen Warnungsschuss zu hören. Der Kreuzgang des Schleswiger Domes wurde durch eine kleine Komödie berühmt. Aber die Hauptsache bleibt, man weiß jetzt etwas von ihm und dem Schleswiger Dom, der, wie Stanges Buch überzeugend darlegt, von größter Bedeutung für die Vergangenheit unseres Volkes ist.

von Otto Stelzer

Deutsche Gestalter und Ordner im Osten. Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum III. In Verbindung mit Zahlen Mitarbeitern von Kretzschmar (Ostdeutsche Forschungen 12) Posen 1940. Historische Gesellschaft im Wartheland, Verlag E. Hirtzel, Leipzig. XI und 341 S. RM. 10.-/12.-.

Der Welt in mehreren Büchern hat Lüd die entscheidende Rolle, die das deutsche Volkstum für die Entwicklung Polens gespielt hat, untersucht. Das neue, von ihm herausgegebene Sammelwerk setzt diese Forschungen in einbildlicher Weise fort. Es vereint die Biographien von 35 deutschen Ausbaupionieren im Osten. Die Reihe dieser Persönlichkeiten, die sich natürlich in jeder Beziehung erweitern ließe, soll gleichsam symbolisch für viele andere Namen die ganze Breite dieser deutschen Leistung veranschaulichen. Von Missionsbischof Bruno von Querfurt, dem Zeitgenossen Ottos III. und Heinrichs II., führt sie bis zu den deutschen Schöpfern der polnischen Industrie im 19. und 20. Jahrhundert. Dabei handelt es sich, wenn wir etwa von August dem Starken absehen, nicht so sehr um Gestalten der großen Politik. Um so wichtiger ist es aber, daß einmal an einer Reihe von Einzelbeispielen die oft viel zu wenig beachtete Arbeit herausgestellt wird, die der Deutsche im alltäglichen Leben als Diplomat, Kaufmann oder lähn vorausschauender Wirtschaftsführer, als Wissenschaftler und Künstler hier im Osten vollbracht hat. Es gibt kaum ein Gebiet des politischen, wirtschaftlichen und vor allem des kulturellen Lebens, auf dem nicht diese deutsche Leistung

zu beobachten wäre. Der erste Berufsdiplommat in Polen und der Ordner der polnischen Staatsfinanzen im 16. Jahrhundert sind Deutsche. Deutsche Künstler wie Valentin Gress-Betfort und Josef Elsner haben das polnische Musikleben entscheidend beeinflusst. Deutsche Architekten waren im 18. Jahrhundert an der Ausgestaltung Warschaws führend beteiligt. Vielleicht am sinnfälligsten tritt in Erscheinung, wie die Anfänge der polnischen Wissenschaft ganz auf den Leistungen einzelner deutscher Gelehrter beruhen. Nicht nur die erste Organisation der polnischen Wissenschaft ist von einem Deutschen geschaffen. Auch Einzeldisziplinen wie die Geologie, die klassische Philologie, die polnische Sprachwissenschaft selbst, Heilkunde und soziale Fürsorge sind von Deutschen ins Leben gerufen. Es liegt eine tiefe Tragik darin beschließen, daß das Werk dieser Männer, die sich stets als gute Deutsche gefühlt haben, einem Staat zugute kam, der diese Kulturarbeit mit einer steigenden Feindschaft gegen das Deutsche Reich vergalt. Erst die großzügige Umsiedlungspolitik und die Neugestaltung des Ostens in unseren Tagen hat den Deutschen davor bewahrt, als Kulturdüster im fremden Volkstum unterzugehen. R. Jordan

Bests steht,
Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie;
Eins wesslich,
Das ewig lebt:
Des Toten Sateruhm.
Eda.

Berichtigung

zum Aufsatz „Drei nordische Stablander“ von Adolf Hofe im April-Heft 1941. 1. Im Kalendarium des Stabes Sch. (S. 146) muß die Zeile zum 2. Februar vor der Zeile zum 3. Februar stehen. 2. Die Beschriftung der Bildtafel (S. 149) muß lauten: Abb. 3 (leider kopfsteilend) oben März, April, Mai; unten Juni, Juli, August. Abb. 4 unten September, Oktober, November; oben Dezember, Januar, Februar.

Zur Zeitschrift für Volkskunde erscheinen von nun ab Beihefte unter dem Titel

Volksforschung

Beihefte zur Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben von Heinrich Harmjanz und Erich Röhr

Eine allgemeine Veröffentlichungsmöglichkeit in Verbindung mit einer die gesamte deutsche Volkskunde als Wissenschaft erfassenden Zeitschrift fehlte bislang. Es gab bisher überhaupt noch keine ähnliche Einrichtung, die in zwangloser Reihen- und Zeitfolge maßgebliche Arbeiten zur Erkenntnis und Erforschung deutschen Volkstums in geistiger und dinglicher Hinsicht ermöglichte. Für die Beihefte ist bewußt der kurze Sammelbegriff „Volksforschung“ gewählt worden. Genau so wie seit dem Jahrgang 1938 die Zeitschrift für Volkskunde ein ganz bestimmtes Gesicht mit betonter volkskundlicher Weite erhalten hat, die die „Volkskunde“ aus ihrer bisherigen Enge und zum Teil auch Kurzatmigkeit herausgeführt hat, so werden die Beihefte auch jene Weite und jenen Geistesflug spüren lassen.

Die Beihefte unter dem Stichwort „Volksforschung“ dienen der Erforschung des Wesens des deutschen Volkes durch Einzeluntersuchungen und Einzelbarstellungen. Das deutsche Volk ist eine geschichtliche Wirklichkeit mit einem ihm innewohnenden organischen Lebensgesetz, aufgedaut auf Körper und Geist, Rasse und Landschaft. Dementsprechend ist das Arbeitsgebiet der deutschen Volkskunde über den Rahmen der bisher geliebten philologischen Arbeitsweisen hinausgegangen. Siedlungs-, Agrar-, Wirtschafts- und Landesgeschichte, Sprache und Mundartenfragen, geographische Rückfragen und kartographische Methoden, psychologische, soziologische sowie philosophische Fragen, Religionswissenschaft und nicht zuletzt Bedingtheiten von Rasse und Vererbung bestimmen und formen jeweils den Erkenntniswillen der neuen deutschen Volkskunde als Wissenschaft, ohne dabei ein Teilgebiet der angeordneten Hilfswissenschaften zu sein und zu werden. Gegenstand bleibt uns immer das deutsche Volk, die Idee des Volkes, selber Werden und Dasein, die völkische Gestaltung, ihr Werden und ihre Ordnung in Zeit und Raum. Endziel bleibt immer – nach wie vor – die Erkenntnis des Menschen in seinem gemeinschaftlichen volkstümlichen Leben und seinen Lebensäußerungen. – Es erübrigt sich hier, erneut grundsätzliche Forderungen und Zeitfäße aufzustellen. Die Zeitschrift für Volkskunde mit ihrem Inhalt und die von nun an erscheinenden Beihefte zeigen in wirklicher Arbeit, was heute eine zeitgemäße Volksforschung als Volkskunde zu bewältigen und zu leisten hat.

Als Beihefte ist bereits erschienen:

1. Manfred Hellmann, Die preußische Herrschaft Sauroggen in Litauen (1690–1793). Großformat. Umfang 80 S. Mit 2 Karten. R. M. 4.50.

Es werden demnächst erscheinen:

2. Ernst Hamza, Das Raachstudengebiet im nördlichen Niederdonau.
3. Heinrich Harmjanz, Siedlung und Wüstung des Mittelalters im brandenburgischen Havelland.
4. Erich Röhr, Montigny. Ein burgundisches Dorf.
5. Harmjanz, Röhr, Deutsche Volkskunpforschung.

Abnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Unserem heutigen Heft 7 liegt ein Prospekt des Verlags Karl Kühne, Wien-Leipzig, Niederdonau Natur und Kultur, bei, welchen wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.

Hauptgeschäftsführer: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pöhlstraße 16. Anzeigenleiter: Gerda Gräberberg, Berlin-Dahlem. Abnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck: Kasper & Galtweg, München. Offsetdruck: J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Niedinger, Augsburg.